Zeitschrift: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern

Band: 82 (2002)

Artikel: Die Familie von Fellenberg und die Schulen von Hofwyl : Erziehungsideale, "häusliches Glück" und Unternehmertum einer bernischen Patrizierfamilie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Autor: Wittwer Hesse, Denise

Kapitel: 1: Politische Karriere und "Häusliches Glück" : Lebensentwürfe am Ende des 18. Jahrhunderts

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1071008

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

1 POLITISCHE KARRIERE UND «HÄUSLICHES GLÜCK»: LEBENSENTWÜRFE AM ENDE DES 18. JAHRHUNDERTS

1.1 «Felicitas Reipublicae»: die Glückseligkeit der Gnädigen Herren von Bern

Das Streben nach der «Beförderung der Glückseligkeit der Menschen und Vervollkommnung der bürgerlichen Gesellschaften» war der Hauptzweck der im Jahre 1762 in Bern gegründeten Patriotischen Gesellschaft oder Société des Citoyens.[55] Der Vater von Emanuel v. Fellenberg, der damalige Deutschappellationsrichter Daniel Fellenberg (1736–1801), war eines der Gründungsmitglieder, unter denen vor allem jüngere reformfreudige Patrizier, die eine politische Laufbahn anstrebten, sowie ebenso reformwillige Geistliche vertreten waren. Er war die treibende Kraft der Gesellschaft in der Diskussion mit führenden Moralphilosophen der Aufklärung in der Eidgenossenschaft und in Europa, in der die Leitlinien einer neuen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Ordnung als Gegenbild zu den vorherrschenden Missständen wie Oligarchie, Korruption und Luxus erarbeitet werden sollten.[56] In diesen von der Patriotischen Gesellschaft angestrebten «bürgerlichen Gesellschaften» sollte eine Gemeinschaft von vernünftigen, gebildeten und nicht religiös bevormundeten Menschen verwirklicht werden, deren Zusammenleben durch einen Rechts- und Verfassungsstaat geregelt würde. Individueller Fleiss und die Verwendung von neuen Arbeitstechniken in allen Lebensbereichen sollten zum Wohl der gesamten Gemeinschaft beitragen.[57]

Dieses Streben nach der Beförderung der «Glückseligkeit der Menschen» war keineswegs ein singulär bernisches Anliegen. In ganz Europa entstanden im 18. Jahrhundert solche aufgeklärten Gesellschaften, in denen an Reformen interessierte Männer – sowie einige Frauen – neue gesellschaftliche Strukturen diskutierten.[58] In der Eidgenossenschaft war vor allem die etwa gleichzeitig mit der Patriotischen Gesellschaft gegründete Helvetische Gesellschaft das Forum für Anhänger fortschrittlicher Ideen. Die meisten Mitglieder der Patriotischen Gesellschaft nahmen denn auch an den jährlichen Versammlungen der Helvetischen Gesellschaft teil.[59] Doch nicht nur politische Reformen standen an, auch wirtschaftliche Verbesserungen wurden angestrebt. In ökonomischen Gesellschaften versuchten deshalb aufgeklärte Physiokraten durch den Diskurs über die Steigerung der Erträge in der Landwirtschaft mit Hilfe neuer Anbaumethoden und Ackergeräte sowie der Mobilisierung von zusätzlichen Arbeitskräften auch in dieser Richtung theoretisch, zuweilen sogar praktisch auf ihren eigenen Landgütern zu wirken. In Bern wurde im Jahr 1759, drei Jahre vor den beiden bereits erwähnten hauptsächlich politisch und sozial ausgerichteten Sozietäten, die so genannte Oekonomische Gesellschaft in der Absicht gegründet, den Austausch unter den an der Landwirtschaft interessierten Bernern zu pflegen und zu fördern. Auch in dieser Gesellschaft war Daniel Fellenberg Mitglied.[60]

Nach dem Dafürhalten der Reformer hatten die Menschen grundsätzlich das Vertrauen in die Magistraten verloren, wobei weniger der Mangel an politischer Partizipation als die Korruption und das ausschweifende Leben der Regierungsmitglie-

der missfiel. Das geschwundene Vertrauen der Untertanen galt es einerseits durch institutionelle Mittel wie ein verbessertes Schulwesen oder die Förderung der Landwirtschaft wiederherzustellen. Andererseits sollte durch die Entwicklung einer patriotischen Gesinnung, die sich in erster Linie als Liebe zur bernischen Verfassung zu zeigen hatte, die Maxime der republikanischen Freiheit, im Sinne einer Freiheit von Fremdherrschaft, hochgehalten werden. Es waren nicht nur die inneren Missstände zu bekämpfen, sondern auch eine latente Bedrohung von aussen, die in Zeiten des Friedens aber ungleich schwächer wahrgenommen wurde.[61] Ziel dieser reformorientierten Kräfte war deshalb eine so genannte militärische Republik, in der sich die Bürger bereitwillig sowohl den Bedingungen des Gemeinwohls als auch den Entscheidungen der Regierung unterordnen würden. «Militärisch» stand hier im Sinne von wachsam gegen äussere Feinde. Eine solche Republik wurde etwa von Johannes v. Müller (1752–1809) in seiner 1781 erschienenen Schrift «Considérations sur le gouvernement de Berne» den so genannten Handelsrepubliken gegenübergestellt, in denen das dem Handel zu Grunde liegende Streben nach persönlicher Sicherheit und persönlichem Vorteil mit dem für Republiken unerlässlichen Streben nach dem Gemeinnutz nicht in Einklang gebracht werden konnte.[62]

Auch der berühmteste Berner des 18. Jahrhunderts, der Universalgelehrte Albrecht v. Haller (1708–1777), hatte in der Republik die einzige politische Form gesehen, in der «Menschenliebe, Wissenschaft, Arbeitsamkeit und Gerechtigkeit» zum Wohle aller vereinigt waren.[63] Diese Regierungsform war aber im Zeitalter der Aufklärung in Europa, das hauptsächlich aus absolutistischen Fürstenstaaten oder Monarchien bestand, noch nicht verbreitet. Auch der bernische Stadtstaat war im 18. Jahrhundert entgegen dem von den «Gnädigen Herren» gerne propagierten Bild eines ganz in der Tradition der Vorfahren auf Einfachheit, Freiheit und Gleichheit beruhenden Staatswesens, dessen einziges Ziel die «Felicitas Reipublicae» war, nicht eine Republik, an der alle Menschen gleich partizipieren konnten. Er war vielmehr eine aristokratische Variante der Republik im Dienste einer städtischen Oligarchie.[64] Von der Glückseligkeit der Republik, dem Wohlstand und der politischen Freiheit profitierten vor allem die Angehörigen dieser städtischen Elite, nicht aber die «gewöhnlichen» Menschen in der Stadt und auf dem Lande. Um diese Glückseligkeit auch weiterhin zu bewahren, grenzten sich die führenden Geschlechter sowohl gegen nichtburgerliche Familien als auch innerhalb der bernischen Burgerschaft immer mehr ab.

In Bern setzte sich die Burgerschaft seit der «Nüwen Ordnung» von 1643, als erstmals der Geburtsstand der so genannten regimentsfähigen Familien rechtlich festgehalten wurde, aus etwa 540 Familien zusammen. Neuburger und ihre Nachkommen erhielten nur noch den Status von Ewigen Einwohnern oder Habitanten, die zwar grundsätzlich alle Rechte und Freiheiten von Burgern geniessen konnten, aber von den Wahlen in den Grossen Rat ausgeschlossen waren. Damit blieb ihnen der Einstieg in die Ämterlaufbahn und also auch jegliche Teilhabe an der Regierung verwehrt. Bereits acht Jahre später wurde dann das Stadtberner Burgerrecht gänzlich geschlossen.[65]

Neben der Abgrenzung nach aussen geschah auch eine Abgrenzung nach innen. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts reduzierte sich der Kreis von 139 Familien, die um 1650 wirklich regiert hatten, auf gut siebzig Patrizierfamilien, «die miteinander

eng verwandt und verschwägert waren und die Macht ausschliesslich unter sich teilten. Sie bildeten als Kollektiv den Landesherrn.»[66] Innerhalb der regierenden Familien galt wiederum eine Rangfolge, die zwar inoffiziell war, aber für den Zugang zu den meist ehrenamtlichen Regierungsstellen und den finanziell lukrativeren der rund fünfzig Landvogteien entscheidend sein konnte.[67]

Auch wenn Daniel Fellenberg dieser Oligarchie kritisch gegenüberstand, so gehörte es doch zu seinem politischen Selbstverständnis, einen Sitz im Grossen Rat anzustreben, den er im Jahr 1775 auch erreichte. Elf Jahre später wurde er schliesslich sogar in den Kleinen Rat gewählt. Die Möglichkeiten, innerhalb der politischen Gremien die in den verschiedenen aufgeklärten Gesellschaften entwickelten Reformen durchführen zu können, blieben aber bis zu seinem Lebensende begrenzt, war doch die Mehrheit seiner Ratskollegen solchen Änderungen abgeneigt. Die politischen Ämter waren ihm deshalb mehr Beruf als Berufung, die Beteiligung am aufgeklärten Diskurs dagegen zwar auch eine Pflicht, vor allem aber ein Vergnügen.[68]

1.2 Vervollkommnung und Glückseligkeit: die Lebensziele eines bernischen Patriziersohnes

Emanuel v. Fellenberg nahm die politischen Ideen seines Vaters auf. Daniel Fellenberg schickte seinen zwanzigjährigen Sohn, nach einem kurzen Studienaufenthalt in Tübingen im Jahr 1791, auf Reisen, zur «Berufsbildung zum Dienste des Vaterlandes und der Menschheit».[69] Die Wanderungen durch die verschiedenen eidgenössischen Orte galten als gute Gelegenheit für junge Männer, die für die politische Laufbahn vorgesehen waren, mit den verschiedenen Regierungssystemen und den sozialen Verhältnissen vertraut zu werden. Diese Schweizerreisen wurden als eine Alternative zu den üblicherweise unternommenen Auslandsreisen, den «Grands Tours», angesehen, die nur dem Sittenzerfall und politisch falschen Ansichten Vorschub leisteten, wie dies beispielsweise die Helvetische Gesellschaft anprangerte.[70] Emanuel v. Fellenberg hielt seine Beobachtungen in verschiedenen Schriften an seinen Vater fest.[71] In seinem Bericht vom Oktober 1794 über die Verhältnisse in den bündnerischen Freistaaten, die er in ein engeres Bündnis mit den eidgenössischen Orten einbinden wollte, skizzierte er nicht nur ein Bild der misslichen Zustände in Rhätien, sondern kritisierte ebenso die «Verdorbenheit und Üppigkeit der Höfe und das zügellose ausschweifen [sic], das vorher der Despotismus der begünstigten Stände übte», welche nun sogar auf das einfache Volk übergegangen seien und in ganz Europa vorherrschten.[72] Der Despotie der aristokratischen Eliten und der Anarchie, die vor allem in Frankreich durch die Jakobiner herrschte[73], stellte er eine «gute demokratisch-republikanische Staatsverfaßung»[74] gegenüber, wie sie in seiner Heimat eigentlich seit Jahrhunderten gepflegt werde. Die alte Tradition der republikanischen Freiheit werde aber von den führenden Schichten in den eidgenössischen Staaten, das heisst also auch in Bern, ebenfalls nicht mehr beachtet, obwohl sie doch in der «Natur» des helvetischen Volkes liege. Es überwogen vielmehr Partikularinteressen und Eigennutz, die dem Wohl des gesamten Volkes schadeten.[75] Republikanische Freiheit bedeutete für Emanuel v. Fellenberg wie Jahrzehnte zuvor auch für

seinen Vater noch nicht primär die Handlungsfreiheit eines jeden Einzelnen, wie sie später durch die Revolutionen der 1830er- und 1840er-Jahre gefordert wurde, sondern die Freiheit der politischen Gemeinschaft von despotischer Herrschaft, ganz im Sinne des klassischen Republikanismus, der sich an den Staatsformen der griechischen Stadtstaaten und des republikanischen Rom orientierte.[76] Die Bewahrung des Gemeinwohls war dort die moralische Pflicht der freien Bürger. Dies galt auch für die «edlen Menschen» Fellenbergs, zu denen er sich zählte.[77] Diese «von guten Gesetzen bestimmte Freyheit – Frieden und Ordnung auf Sittlichkeit gegründet» – sollte schliesslich vor allem die Grundlage «zur Anwendung ächter republikanischer Tugenden» wie Arbeit, Nächstenliebe, Wohltätigkeit, Achtung für Religion und Gerechtigkeit sein.[78]

Die in Bern vorherrschenden Missstände waren auch die Folie, vor der Emanuel v. Fellenberg einen eigentlichen Lebensplan entwarf. In zwei Schriften mit dem Titel «Réfléxions sur le Bonheur domestique», die er im Verlauf des Jahres 1795 an seine Cousine (Marianne) Olympe Solier-Couvreu (1753–1829) richtete, skizzierte er mit Hilfe eines Rückblicks auf seine bisherigen Taten die Umrisse seines zukünftigen Lebens.[79] Madame de Corcelles, wie seine Cousine im Verwandten- und Freundeskreis auch genannt wurde, war ihm in allen Lebenslagen eine mütterliche Freundin und Ratgeberin.[80]

Lebenspläne wie die «Réfléxions» Fellenbergs waren ein Ausdruck fortschreitender Individualisierung, gemäss der alle Menschen für das Gelingen oder Scheitern ihrer Lebensentwürfe selbst verantwortlich waren. Nicht mehr Gott oder das Schicksal bestimmten den Lauf des Lebens, sondern der einzelne Mensch. Deshalb musste er Selbstbeobachtung betreiben, das heisst, mit Hilfe der Erinnerung an Vergangenes und der Analyse des gegenwärtigen Lebens sich selbst erkennen und überprüfen.[81]

Die erste Fassung des Lebensplans vom Mai 1795 schnitt in wenigen Seiten an, was dann die zweite Fassung vom September in aller Ausführlichkeit und Überschwänglichkeit erweiterte. «Le plan de ma vie»[82], wie Fellenberg das Resultat dieser Skizzen auch nannte, kritisierte die sittlichen Ausschweifungen und die Korruption in Bern. Diese konnten selbst moralisch integre junge Männer, zu denen er sich zählte, in Bedrängnis führen.[83] Machte er das in seinen Augen intrigante Spiel der Politik mit, gab er alle Ideale, die er hatte, auf.[84] Auch eine opportunistische Haltung, das heisst, am korrupten Leben in Bern teilzuhaben und dabei wenigstens die wichtigsten Ideale zu behalten, war für ihn unannehmbar, denn sein Vater ging seiner Meinung nach just an diesem Widerspruch zu Grunde.[85] Alle diese Überlegungen liessen ihn, dessen politische Karriere als Ratsherrensohn eigentlich bereits vorgezeichnet war, an eine vorläufige Abstinenz vom öffentlichen Leben denken: «[...] il sufit de parcourir la cariére publique de Berne – par la voye ordinaire – pour se détériorer et se corrompre et pour finir par se rendre malheureux et soi même et les siens – et aussi longtems qu'on ne peut point me prouver par quelqu'exemple du contraire que j'ai tort je persisterai a ne rien vouloir de ce sort.»[86]

Seine persönliche Alternative sah Emanuel v. Fellenberg im vollständigen Rückzug aus dem politischen Leben. In einer ländlichen Idylle, einer «retraite champètre», weitab von Korruption und luxuriösen Ausschweifungen, wollte er seine Zeit mit Stu-

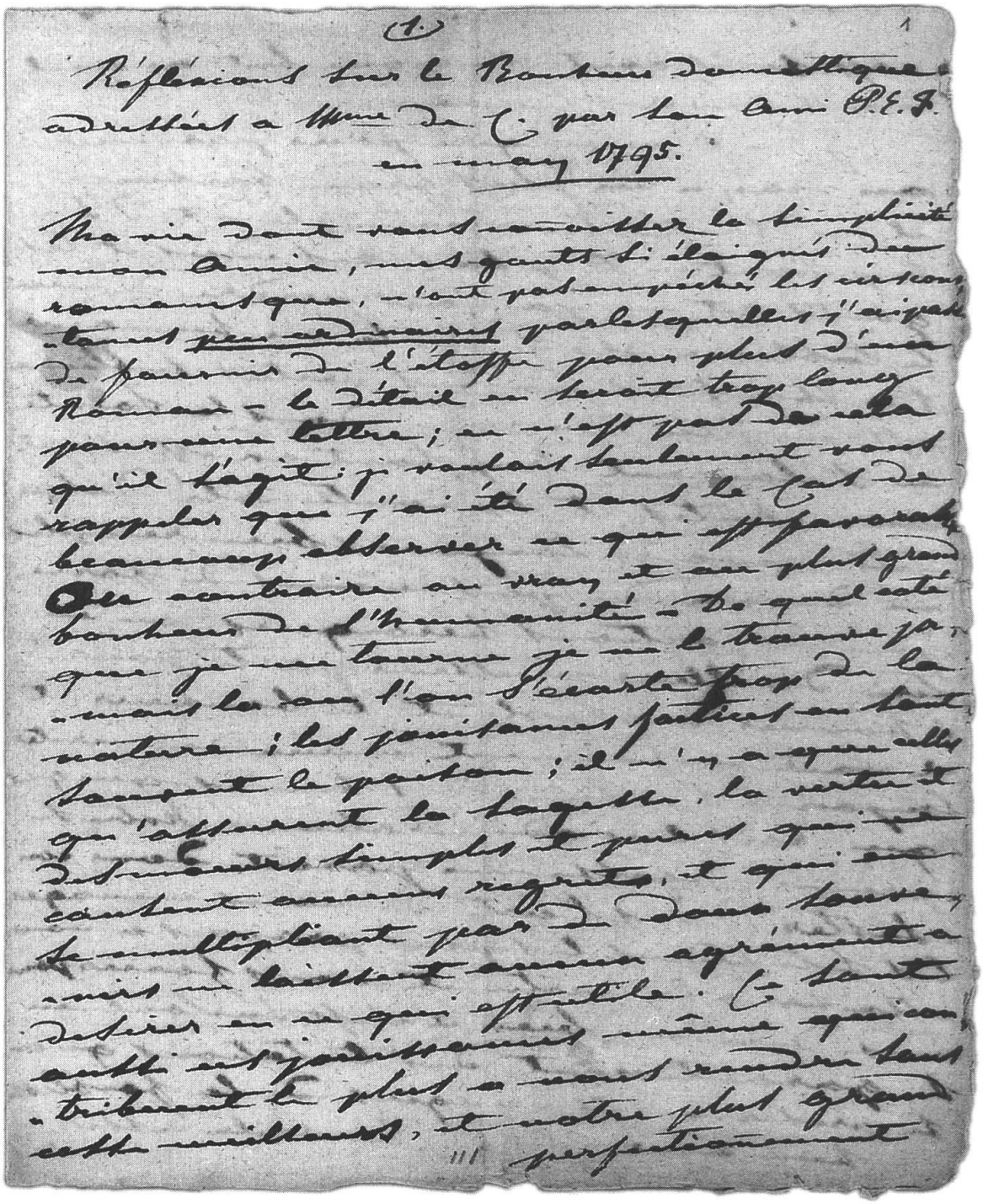

Abb. 1: Emanuel v. Fellenberg: «Réfléxions sur le Bonheur domestique», 1795. Titelseite.
Burgerbibliothek Bern, FA v. Fellenberg 168 (6).

dien, dem häuslichen Leben und der Landwirtschaft ausfüllen.[87] Ziel war seine eigene moralische Vervollkommnung: «mon perfectionnement moral».[88] Ihm war klar, dass er diese Vervollkommnung nur anstreben, nicht aber erreichen konnte, was grundsätzlich in der menschlichen Natur lag.[89] Jean-Jacques Rousseau (1712–1778), mit dessen Gedankengut er durch seinen Vater vertraut war[90], prägte für diese Fähigkeit zur Vervollkommnung als einer der Ersten den Begriff der «perfectibilité».[91] Sie unter-

schied den Menschen vom Tier, denn durch seine Fähigkeit zur Anpassung und Weiterentwicklung – im Gegensatz zur instinktiven Routine eines Tieres – war es ihm gelungen, die Sprache sowie den unbegrenzten Fortschritt der Künste und der Techniken zu erfinden.[92] Die Auswirkungen dieses Glaubens an den immer währenden Fortschritt der Zivilisation auf das Wohlergehen der ganzen Menschheit beurteilte Jean-Jacques Rousseau jedoch eher negativ. Denn das Streben nach Vervollkommnung betonte die Individualität jedes Menschen, indem dieser das Vollkommene in sich und für sich suchte und darüber die Sorge um das Gemeinwohl, um die ganze Menschheit vergass.[93] Auch Emanuel v. Fellenberg sah diese Gefahr und forderte deshalb, den natürlichen Egoismus zu bekämpfen und zu unterdrücken. Vielmehr sollte die Verpflichtung, die diese Fähigkeit zur Vervollkommnung jedem auferlegte[94], durch den selbstlosen Einsatz für das Wohl aller wahrgenommen werden.[95]

Diese Betonung der Selbstlosigkeit erinnert an die bereits in der antiken griechischen Philosophie gewonnene Erkenntnis über das Glück oder die Glückseligkeit eines jeden Einzelnen, die danach das westliche philosophische Denken bis ins 18. Jahrhundert und insbesondere die Aufklärung wesentlich beeinflusste.[96] Die Glückseligkeit, als das eigentliche Lebensziel, lag grundsätzlich in der Verwirklichung aller sich selbst gesetzten Wünsche und Zwecke, was auf zwei gänzlich verschiedenen Wegen erreicht werden konnte: Einerseits sollte man möglichst wenige Wünsche und Zwecke haben, die zu befriedigen waren, das heisst, dass man nur solche Bedürfnisse zuliess, die sich auch wirklich befriedigen liessen. Die Auffassung aber, dass jede und jeder selbst beurteilen musste, was glücklich machte, führte nicht automatisch zu einem allgemeinen Egoismus und zu einem Pluralismus von Meinungen, was denn nun glücklich mache, weil dem durch die Beschränkung der Bedürfnisse eine allgemeingültige, objektive Grenze gesetzt wurde. Die einzige Alternative zu dieser Selbstbeschränkung wäre andererseits die Befriedigung möglichst vieler Bedürfnisse gewesen, ohne Rücksicht auf die Mitmenschen und die Natur, was aber eben wegen dieser Rücksichtslosigkeit abzulehnen war. Dieser auch von Emanuel v. Fellenberg so gefürchtete und bekämpfte Egoismus, der in der menschlichen Natur lag, wurde nur dadurch kanalisiert, dass man seine Bedürfnisse vernünftig bewirtschaftete und sich bei jeder Befriedigung eines Bedürfnisses überlegte, wie sich dies auf dessen künftige Befriedigung und alle weiteren Bedürfnisse auswirkte.[97] Das eigene Glück konnte also geplant werden, und im Streben nach der eigenen moralischen Vervollkommnung, nicht im Genuss des Zustandes der Vollkommenheit, lag die wirkliche Glückseligkeit.[98]

Das selbstlose Eintreten für das Gemeinwohl bedeutete die Verpflichtung, dieses Glück so zu planen und auch wirklich zu leben, dass es als Vorbild für alle anderen dienen konnte. In Emanuel v. Fellenbergs Augen brauchte es dazu keine Genies, sondern wahrhaftig moralische Menschen, die genügend unabhängig und mutig waren, um das Gute gegen alle Unbill zu verteidigen. Solche Menschen konnten dies hauptsächlich tun, indem sie ein vorbildliches Leben, begleitet vom «plus grand bonheur domestique» führten.[99] Dieses «häusliche Glück» bettete er in seinem Lebensplan in die Vision einer klar gegliederten und durchgestalteten Gesellschaft ein. Es sollte die Keimzelle einer solchen «société» oder eines «ordre social» sein.[100] Nicht von ungefähr kommt wohl der Anklang des Ausdruckes «ordre social» an Rousseaus

Gesellschaftsvertrag, den «contrat social», der einerseits zwar den politisch freien Bürger propagierte, diesem aber andererseits empfahl, freiwillig alle seine Rechte an die Gemeinschaft, die den Gemeinwillen repräsentierte, zu überlassen.[101]

Die Vision Fellenbergs enthält einzelne Elemente, wie sie in den politischen Utopien seiner Zeit entwickelt wurden. Politische Utopien sind gemäss der Definition von Richard Saage «Fiktionen innerweltlicher Gesellschaften», die sich «entweder zu einem Wunsch- oder Furchtbild verdichten. Ihre Zielprojektion zeichnet sich durch eine präzise Kritik bestehender Institutionen und sozio-politischer Verhältnisse aus, der sie eine durchdachte und rational nachvollziehbare Alternative gegenüberstellt.»[102] Emanuel v. Fellenberg kritisierte die Missstände seiner Zeit wie Korruption und luxuriöse Ausschweifungen, die er vor allem in den Städten beobachtete, und verlegte seine Alternative in eine unberührte Natur.[103] Die Utopisten der Aufklärung sahen diese Natur als die grundsätzliche Ordnung des besten Gemeinwesens, welche wiederum mit der Vernunft eines jeden Einzelnen, die im Sinne des allgemeinen Wohls handelte, gleichgesetzt wurde. Dies konnte einerseits wie in den anarchistischen Utopieentwürfen bedeuten, dass die Gesetze der Natur für die Sozialisation der Menschen ausreichten, dass jeder und jede naturgemäss wusste, was zu tun sei. Die Mehrheit der Utopisten befürchtete andererseits wie Fellenberg, dass die individuelle Freiheit doch zum Egoismus führen und daraus chaotische Verhältnisse entstehen würden. Es brauchte weiterhin in irgendeiner Weise Strukturen, die dies verhindern konnten.[104]

Fellenbergs Gesellschaft sollte deshalb von einem «conseil domestique» geleitet werden, der als eigentliche Legislative ihre Geschicke bestimmte. Dieser setzte sich aus den so genannten «amis» zusammen, die zugleich auch die exekutive Gewalt ausübten, insbesondere die Unterrichtung und Anleitung der «domestiques». Diese konnten nach ihrer moralischen Verbesserung ebenfalls in den Rang der «amis» erhoben werden.[105] Die Vorbilder für diese Aufteilung der Gesellschaft in eine Führungsschicht und eine zu führende Schicht liegen bereits in Platons (427–348/47 v. Chr.) «Politeia» und daran anschliessend in den frühneuzeitlichen Utopien wie Thomas Morus' (1478–1535) «Utopia». Während in Platons statischer Ständegesellschaft der erwerbende sowie der beschützende und der beratende Teil der Bevölkerung von einer gegenseitigen Ein- und Durchmischung absahen, war es in Morus' «Utopia» wie in Fellenbergs «société» möglich, durch Leistung und Verdienst, nicht aber durch Geburt in den führenden Kreis aufzusteigen.[106] Die Leistung für das Gemeinwohl, ja die Arbeit in irgendeiner Form wurde dadurch zum entscheidenden Kriterium der gesellschaftlichen Anerkennung aufgewertet, wie dies auch in der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Fall war. Die Arbeit war nun eine beglückende Tätigkeit, die man bereits während der Ausübung genoss.[107] Deshalb propagierten die Staatsutopien der Aufklärung als Reaktion auf den verschwenderischen Müssiggang des absolutistischen französischen Staates eine allgemeine Arbeitspflicht, die durch die gleichmässige Verteilung der Arbeit auf alle verhinderte, dass eine kleine Schicht von Nichtstuern auf Kosten der arbeitenden Masse lebte.[108]

Vor diesem Hintergrund waren die Mitglieder der fellenbergischen Gesellschaft unabhängig von ihrer Stellung verpflichtet, mit irgendeiner Arbeit zum Gemeinwohl

beizutragen, sei es durch Unterricht vor allem der Wissenschaften und der Künste, sei es durch Wohltätigkeit, Kindererziehung, häusliche oder landwirtschaftliche Arbeiten.[109] Die Hauptbeschäftigung des Tages – für Fellenberg selbst sollte sie in einer sechsstündigen Lektüre bestehen – wurde begleitet von weiteren sinnvollen Beschäftigungen nach Anweisungen des «conseil domestique». Zudem waren alle verpflichtet, ergänzende nützliche handwerkliche Fertigkeiten zu erlernen, die dem Gemeinwohl dienten. Dabei war eine geschlechtsspezifische Trennung der Arbeit vorgesehen: die Männer konnten beispielsweise als Tischler wirken, die Frauen durften stricken und sticken.[110]

Emanuel v. Fellenberg war bereit, die Finanzierung seiner «société» persönlich zu übernehmen. Den Überfluss, der sich aus seinem Vermögen und seiner Arbeit ergab, wollte er für alle diejenigen verwenden, die einer Unterstützung bedurften. Die frühneuzeitlichen Utopisten, aber auch die anarchistischen Utopien der Aufklärung sahen dagegen im Privateigentum den eigentlichen Grund für die gesellschaftlichen Probleme, weil es Ungleichheit provozierte und den Egoismus förderte. Fellenberg bewegte sich hier mehr auf einer Linie mit dem französischen Utopisten Louis Sébastien Mercier (1740–1814), der in seinem Roman «L'An deux mille quatre cent quarante» (1770) im Privateigentum die Grundlage seiner utopischen Wirtschaft sah, zugleich aber von einer sozialen Unterstützungspflicht der Reichen gegenüber den Armen ausging.[111] In einem ersten Schritt wollte Fellenberg diese Unterstützungspflicht gleich gesinnten Mitmenschen gegenüber anwenden, um ihnen dieselbe Unabhängigkeit zu ermöglichen, die es auch ihm erlaubte, frei von finanziellen Sorgen nur die moralische Vervollkommnung anzustreben.[112]

Weiter wollte er seinen Lebensplan zum Wohle aller wirklich auch umsetzen. Trotz des propagierten Rückzuges in ein «häusliches Glück» verlor er die öffentlichen Verpflichtungen, die ihm als bernischem Ratsherrensohn einmal aufgetragen werden konnten, nicht aus den Augen. Das zurückgezogene Leben durfte nicht nur der persönlichen Befriedigung dienen, sondern sollte auch auf politische Aufgaben vorbereiten. Nur ein gut geführtes häusliches Leben ermöglichte ein erfolgreiches öffentliches Wirken, nur als guter Sohn, guter Freund und guter Ehemann konnte man ein guter Bürger sein: «c'est en remplissant bien ses devoirs particuliers et ne negligeant surtout pas sa vocation domestique qu'on se prépare le mieux a ne jamais manquer a ses devoirs publics et a réussir dans toute autre carriére. Qui est bon fils, bon Ami, bon Epoux et bon père est a coup sur aussi bon Citoyen».[113]

Der Wille zur Realisierung seiner Gesellschaft unterschied ihn wesentlich von den meisten Utopisten, die bis ins 18. Jahrhundert hinein ihr ideales Gemeinwesen als eine statische, zeitgleiche, räumlich getrennte Alternative (Inselmotiv!) zu den kritisierten gesellschaftlichen Zuständen sahen, deren Verwirklichung (noch) nicht oberstes Gebot war. Erst die Sicht, dass die momentanen deplorablen Zustände eine Durchgangsstufe zu diesem idealen Gemeinwesen seien – eine Sicht, wie sie seit Merciers Roman allgemeingültig war –, dass also die Utopie in die Zukunft zu verlegen sei, ermöglichte es, den utopischen Entwurf zum politischen Aktionsprogramm zu erklären. Emanuel v. Fellenberg forderte deshalb gemäss seiner politischen Überzeugung und in Voraussicht der kommenden Ereignisse eine kontrollierte Reform von oben im Sinne des klassischen Republikanismus. Er war über-

zeugt, dass seine «société» die beste Lösung war, um die Gesellschaft zu verändern, ohne dass zu viele revolutionäre Kräfte freigesetzt würden: «Amoins que dans notre patrie les reformes n'arrivent de haut en bas (comme il plait ordinairement de dire) il est impossible que nous échappions a jamais aux révolutions qui sont toujours accompagnées de tout de dangers et entourées de tout d'éceuils – pour éviter ces derniers il faut ammener et forcer les prémiéres – hébien je soutiens qu'il n'y a pas de meilleur moyen pour parvenir a ce but salutaire – que celui que je projette d'employer.»[114]

Er nahm aber bereits auch eine Alternative in Aussicht, sollten sich die Umstände in Bern für seine Pläne nicht günstig entwickeln: die Auswanderung nach Amerika. Amerika galt im 18. Jahrhundert insbesondere den aufgeklärten Reformern als das Land, in dem sich eher als anderswo der Traum vom glücklichen und gerechten Gemeinwesen verwirklichen lasse. Dem Aufbau der idealen Republik standen dort keine feudalen Herrschaftsformen und sich streitende Konfessionen im Wege wie in Europa.[115] Gerade in der Eidgenossenschaft wurden dabei die Ähnlichkeiten zwischen dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und den eidgenössischen Freiheitskämpfen des Mittelalters zum gemeinsamen Mythos erhoben und die beiden «Sister Republics» als Symbole des Kampfes von David gegen Goliath, von unerschrockenen Kriegern gegen monarchische Tyrannen betrachtet, wobei sogar die Zahl der im Unabhängigkeitskrieg entstandenen amerikanischen Bundesstaaten, die der Anzahl der damaligen eidgenössischen Orte entsprach, als Beweis für die Gemeinsamkeit herhalten musste.[116] Vor allem die Ausrichtung des vor den Freiheitskriegen dominierenden, angloamerikanischen klassischen Republikanismus auf das Gemeinwohl, das «public good», sprach Emanuel v. Fellenberg an. Der dann in der amerikanischen Verfassung von 1776 verankerte Anspruch eines jeden Einzelnen auf seinen ganz persönlichen «pursuit of happiness» und die daraufhin sich immer mehr entwickelnde Individualisierung und Pluralisierung der amerikanischen Gesellschaft standen hingegen seinen Idealen eher entgegen. Sein Urteil über das Land der unbegrenzten Möglichkeiten hat sich deshalb im Laufe seines Lebens auch immer mehr verschlechtert.[117]

Fellenbergs Entwurf eines «ordre social» war eindeutig nicht so ausgereift wie die explizit als politische Utopien deklarierten Konzepte eines Morus oder Mercier, denn es fehlte in ihm die ausdrückliche Einbettung seiner Gesellschaft in ein gesamtstaatliches Gebilde. Trotzdem kann man seine ideale «société» als eine Mischung zwischen der hierarchisch gegliederten, traditionalen Ständegesellschaft, in der eine Führungselite über die Geschicke der übrigen Schichten bestimmte, und der aufgeklärten modernen Bürgergesellschaft, in der Arbeit und Leistung und nicht Vermögen und Herkunft für das Weiterkommen bestimmend waren, interpretieren. Er ging jedoch nicht so weit, seine eigene soziale Position und diejenige seiner Standesgenossen durch eine Verteilung der Machtausübung auf alle Mitmenschen, ob Männer oder Frauen, Arme oder Reiche, zu gefährden. In seinem Entwurf lässt sich aber die idealistische Grundüberzeugung erkennen, dass mit dem harmonischen häuslichen und ländlichen Zusammenleben im Kleinen die Grundlage für das erfolgreiche Zusammenleben im Grossen gelegt werde.

1.3 Ein republikanisches Kommunikationsnetz zwischen Bern, Luzern und Zürich: der Freundeskreis von Emanuel v. Fellenberg

In der Gesellschaft, der «société», die Emanuel v. Fellenberg in seinem Lebensplan in idealer Form skizzierte, sollte er bei seinen Bemühungen durch die so genannten «amis» unterstützt werden, die mit ihm zusammen dasselbe selbstlose Ziel anstrebten: die Vervollkommnung und das Glück der Anderen.[118] In der Praxis ging er deshalb auf die Suche nach Freunden mit denselben Zielen und identischen moralischen Bedürfnissen.[119] Solche Freundschaften definierte Immanuel Kant (1724–1804), dessen philosophische Überlegungen Fellenberg stark beeinflussten, als «moralische Freundschaften», die das «völlige Vertrauen zweier Personen in wechselseitiger Eröffnung ihrer geheimen Urteile und Empfindungen, soweit sie mit beiderseitiger Achtung gegeneinander bestehen», bedeuteten.[120] Sie konnten im Gegensatz zur perfekten Freundschaft, die nur ein Ideal war, das es anzustreben galt, von einigen wenigen wirklich gelebt werden. Diese Menschenfreunde, wie Kant sie nannte, sorgten sich um das Wohlergehen aller Menschen, eine Vorstellung, die bereits in der Frühaufklärung das Wesen der wahren Freundschaft ausmachte.[121] Auf der politischen Ebene war diese Sorge um das Gemeinwohl das Hauptmotiv des klassischen Republikanismus. Es musste daher das Ziel jedes republikanisch Gesinnten sein, einen Bund von gleich denkenden Freunden um sich zu scharen, um so mit gegenseitiger Unterstützung «die gute Sache» voranzutreiben. Emanuel v. Fellenberg schrieb deshalb seinem Berner Freund Johann Rudolf Steck (1772–1805): «[...] ich wünsche mir daher auch immer mehr Glük mit Dir mein Theuerster nach Wunsche vertraut zu werden – Es mus uns ein Hauptgeschäft seyn alle diejenigen kennen zu lernen auf deren Beystand die gute Sache zählen kan, indem ich zu diesem Zwek fortrüke, vergeße ich meine Freunde nicht – Sie sind mir Mittel zur Aufmunterung und sie sollen einst dadurch selbst Aufmunterung finden und neue Stützen im Guten.»[122]

Eine Gelegenheit, gleich gesinnte Menschen kennen zu lernen, bot das Beziehungsnetz seines Vaters. Daniel Fellenberg hegte zusammen mit seinen Freunden die Hoffnung, dass sich ihre freundschaftlichen Beziehungen, die sie vor allem in den aufgeklärten Gesellschaften und mit einer intensiven Korrespondenz pflegten, auf die nächste Generation übertragen würden. Er versuchte deshalb, dies aktiv zu fördern. Auch sein Zürcher Freund, der Ratsherr Hans Kaspar Hirzel (1746–1827), äusserte explizit den Wunsch, dass sich sein Sohn Hans Jakob (1770–1829) mit Emanuel anfreunden möge: «Il me serait bien doux, de voir raffermi notre Liaison par celle de nos Enfants, et de la perpetuer ainsi dans nos Familles.»[123]

Abgesehen von den jährlichen Treffen der Helvetischen Gesellschaft oder der regelmässigen Korrespondenz boten gegenseitige Besuche Gelegenheit, Freundschaften zu knüpfen und zu pflegen. Hans Jakob Hirzel, der Emanuel v. Fellenberg bei einer Visite in Bern Anfang Juni 1790 kennen lernte, schien «der junge Herr [...] ein ausserordentlich artiger Mann» mit «ungemein viele[n] Kenntnisse[n]».[124] Der Wunsch der Väter erfüllte sich, die beiden jungen Ratsherrensöhne schlossen Freundschaft. So besuchte Fellenberg Hirzel und dessen Familie in Zürich verschiedene Male während seiner Reisen durch die Eidgenossenschaft, wurde zu seiner vollsten Zufriedenheit in die dortige Gesellschaft eingeführt und machte dabei weitere nütz-

liche Bekanntschaften, wie er seinen Eltern Daniel und Philippine (Maria) Fellenberg-de Suarz (1748–1805) nach Bern berichtete: «Le circle de mes connoissances continue a beaucoup s'étendre et a ma satisfaction. J'ai dansé dernierement a une société brillante que je n'avez pas encore vue et mangé en des maisons ou je n'avez pas été auparavant.»[125]

Teilweise entwickelten sich diese Bekanntschaften zu lebenslangen Freundschaften, so etwa mit Hans Konrad Finsler (1765–1839) und dessen Frau Dorothea Escher vom Glas (1769–1840). Da ja solche Freundschaften, wie es Hans Kaspar Hirzel gewünscht hatte, die ganze Familie einschliessen sollten, wurde auch die jüngere Schwester Fellenbergs, (Rosina) Elisabeth (1779–1877), genannt Lise, während ihrer Schulferien im Frühjahr 1793 in Zürich mit offenen Armen empfangen. Sie wohnte bei den Finslers, die sie rund um die Uhr betreuten.[126]

Der Freundeskreis von Emanuel v. Fellenberg blieb aber nicht auf Zürich beschränkt. Im Jahr 1790 begleitete er seinen Vater an die Tagsatzung nach Frauenfeld, wo dieser als zweiter Gesandter den Stand Bern vertrat. Dort machte Emanuel neben anderen die Bekanntschaft «dreyer junger Eidgenossen von Luzern», nämlich von Joseph Anton Balthasar (1761–1837), Franz Bernhard Meyer von Schauensee (1763–1848) und Vinzenz (Georg) Rüttimann (1769–1844).[127] Gerade mit Franz Bernhard Meyer begann eine nicht nur auf den politischen Diskurs beschränkte Freundschaft, die sich vertiefte, als die beiden im Winter 1794/95 zusammen nach Paris reisten – wo bereits auch Johann Rudolf Steck weilte –, um die Auswirkungen der Französischen Revolution zu studieren und für die zu Hause Gebliebenen zu kommentieren.[128]

Die Kontaktpflege in diesem Freundeszirkel zwischen Bern, Luzern und Zürich geschah in der Zeit zwischen den gegenseitigen Besuchen durch einen ausgedehnten Briefwechsel.[129] Freunde, die sich nicht persönlich kannten, brachte Fellenberg sehr bewusst über seine Korrespondenz zusammen, um sie in die schriftlich geführte Diskussion über die «öffentlichen Angelegenheiten [des] Vaterlandes» einzubinden. So empfahl er seinem Berner Freund Johann Rudolf Steck seinen Zürcher Freund Hans Jakob Hirzel, der ihn um die Vermittlung des Kontaktes gebeten hatte. Dessen «Correspondenz [sei] immer intereßant» und er sei mit ihm «besonders vertraut verbunden». Er kenne «gegenwärtig in Zürich niemand seines Alters, an Credit und sonstigen Vortheilen in seiner Privat- u[nd] öffentlichen Lage», der geeigneter wäre, über die Verhältnisse in Zürich zu berichten.[130] Johann Rudolf Steck äusserte als Antwort die «Empfindungen des wärmsten Dankes» über das «so theüre Geschenk» der Bekanntschaft und hoffte, Hirzel über die «innern Angelegenheiten» Berns auch Neues berichten zu können, obwohl dieser bereits mit dem dortigen Kommissionsschreiber (Samuel) Abraham Gruber (1765–1835) korrespondierte, der «so nahe an den verborgensten Triebwerken [der] Staatsmaschine» stehe.[131]

Ganz in der Tradition der aufgeklärten Freundschaften des 18. Jahrhunderts sprach dann Hirzel Steck bereits im ersten Brief als Freund an.[132] Der weiteren Vertiefung einer Freundschaft wurde durch eine Änderung der Anrede Rechnung getragen. Das in dieser Zeit auch noch unter Familienmitgliedern übliche traditionelle «Sie» oder «Ihr» wurde durch das «Du» ersetzt, das nur im Umgang mit sehr wenigen engen Freunden verwendet wurde.[133] So war es Fellenberg ein Anliegen, seine

Beziehung zu Johann Rudolf Steck «zu einem Vertrag zu bringen der dem freundschaftlichsten Verhältnisse besser entsprechte, als das conventionelle wodurch mann verschleiert was an der Würklichkeit fehlt, u[nd] wodurch man diese ersetzt». Er schlug Steck das «Du» vor, um eben diese Konventionen abzubauen: «Ich glaube wir dürfen, wir sollen uns einander zeigen wie wir sind – für und unter uns mus die gröste Einfalt u[nd] das natürlichste das schiklichste u[nd] das beste seyn.»[134] Johann Rudolf Steck nahm «diese neüe Probe einer [...] so wohlthätigen Freundschaft [...] mit warmem innigem Danke» an und sah sich durch den «freÿern zwanglosen Ton» mit denen näher verbunden, «die von gleichen Grundsäzen belebt zum nemlichen Ziele hinstreben».[135]

Bezeichnend für das aufgeklärte Selbstverständnis dieses Freundeskreises um Emanuel v. Fellenberg war, dass in ihn auch Frauen einbezogen wurden: Schwestern, Schwägerinnen, Cousinen, Ehefrauen. Sie waren als Diskussionspartnerinnen und als Vermittlerinnen von Mitteilungen und Kontakten beteiligt.[136] Kontakte knüpften und pflegten sie wie die Männer über gegenseitige Besuche, eine ausführliche Korrespondenz oder Treffen an den Versammlungen der Helvetischen Gesellschaft, war diese doch eine der wenigen Sozietäten des 18. Jahrhunderts, in der die weiblichen Angehörigen der Mitglieder als Ehefrauen oder Töchter an den Zusammenkünften teilnehmen konnten. Auch pflegten die Mitglieder ihre Frauen bei ihren gegenseitigen Besuchen in andere Städte mitzunehmen und sie so in ihren männlichen Freundeskreis einzubeziehen. Es ging dabei den Männern der Helvetischen Gesellschaft nicht unbedingt um eine neue gesellschaftliche Stellung der Frau, ja um eine «eigentliche Emanzipation, sondern eher um die Wiederbelebung eines altschweizerischen Frauenideals», das eine grosse Affinität zu dem sich in dieser Zeit noch in der Entwicklung befindlichen bürgerlichen Frauen- und Familienideal hatte. Die Frauen wurden dabei als Hüterinnen der Familie, als Hausmütter gesehen, deren Hauptaufgabe es war, die Familie zu bewahren und die Kinder mit Hilfe der Männer im richtigen, das heisst im patriotischen Sinne zu erziehen.[137]

Die Treffen der Helvetischen Gesellschaft wurden auch von Fellenberg und seinen Freunden zur Kontaktpflege im grösseren Rahmen genutzt. Er wollte zusammen mit seiner frisch angetrauten Frau an der Versammlung der Helvetischen Gesellschaft vom 10./11. Mai 1796 in Aarau teilnehmen. Da aber ihre Hochzeit erst Ende April stattgefunden hatte, liessen sie es bleiben. Ihre Absenz wurde einhellig bedauert, insbesondere von seinem Luzerner Freund Franz Bernhard Meyer und dessen Frau (Maria) Josephine Rüttimann (1772–1812), die beide an der Versammlung teilnahmen und Margarethe noch nicht kannten.[138] Ebenfalls in Aarau anwesend waren Fellenbergs Freund Vinzenz Rüttimann, der Bruder Josephines, und dessen Frau Anna Maria Meyer von Schauensee (1772–1856), die Schwester Franz Bernhards.[139]

Die Luzernerinnen und Luzerner hatten auch Kontakt mit Fellenbergs Zürcher Freunden. Vinzenz Rüttimann weilte zusammen mit seiner Schwester Josephine, die mit Dorothea Finsler eng befreundet war, verschiedene Male in Zürich zu Besuch.[140] Das Beziehungsnetz um Emanuel v. Fellenberg wurde aber über die Frauen noch weiter verknüpft, denn Josephine Rüttimann war auch eine Freundin seiner Schwester Lise und seiner Cousine Olympe Solier, an die er ja seine

«Réfléxions sur le Bonheur domestique», seinen Lebensplan, gerichtet hatte. Die beiden letzteren waren zudem bereits mit Margarethe Tscharner befreundet, bevor diese Fellenberg heiratete.[141]

Dass freundschaftliche Gefühle aber nicht unbedingt erzwungen werden konnten, zeigt das auch nach längerer Zeit immer noch distanzierte Verhältnis zwischen Margarethe und Josephine. Ihre zukünftigen Ehemänner versuchten zwar noch vor ihrer persönlichen Bekanntschaft, das Terrain bewusst vorzubereiten: «P.S. je voudrois que ta prémiére lettre me fournit une occasion de parler a Mlle T[scharner] de toi et de ton Epouse – afin de préparer la liéson que j'ai a Coeur d'établir aussi tot que possible.»[142] Der Erfolg war aber nicht garantiert. Margarethe glaubte jedenfalls, eine gewisse Zurückhaltung Josephines zu verspüren. Olympe Solier, die mit beiden Frauen befreundet war, versuchte deshalb verbindend zu wirken: «je ne suis point surprise que Mme Meyer vous plaise, je suis sure qu'apresent cette reserve dont vous me parlés, aura cessé entre vous, je dis entre vous, car je pense, ma bien chere amie, quelle aura peutêtre fait a vôtre égard la même remarque; mais, les personnes qui ne se livrent pas au premier abord, ne se lient que plus solidement p[a]r la suite, vous êtes bien faites l'une et l'autre p[ou]r justiffier ce que j'avance».[143]

Auch nach einiger Zeit herrschte aber in den Briefen von Margarethe an Josephine immer noch ein etwas distanzierterer Ton vor.[144] Der Umstand, dass Josephine mit ihrem Mann, der als helvetischer Justizminister in Bern ständig präsent sein musste, fast zwei Jahre lang in der Aarestadt lebte, trug anscheinend auch nicht zur Klimaverbesserung bei.[145] Freundschaften liessen sich also nicht erzwingen, auch wenn sie im Selbstverständnis der aufgeklärten Elite des ausgehenden 18. Jahrhunderts die einzig lohnende, weil wahrhafte Form menschlichen Zusammenlebens waren.

1.4 Liebesheiraten und arrangierte Ehen: Partnerbeziehungen zwischen Gefühl und Nutzen

Die aufgeklärte Auffassung von Freundschaft, die auch enge Beziehungen zu Frauen einschloss, bedingte für die Männer ein sorgfältiges Vorgehen bei der Wahl der zukünftigen Ehepartnerinnen, sollten sie sich doch sowohl für dieselben Ideale begeistern als sich auch in den bereits bestehenden Freundeskreis integrieren. Für die Aufklärer basierte die Ehe auf vernünftiger Liebe, nicht auf unkontrollierter Leidenschaft und hatte das Wohl der Gesellschaft und der Familie, nicht die Erfüllung individueller Bedürfnisse als Ziel.[146] Die Beziehung zu einer Frau fand in der Kombination von Ehefrau und Freundin die vollendete Form, wie dies etwa Christian Fürchtegott Gellert (1715–1769) in seinen «Moralischen Vorlesungen» propagierte.[147] Er betonte neben der Liebe die Wichtigkeit des gemeinsamen Handelns für das Gelingen einer Ehe, die nur durch gegenseitige Unterstützung erfolgreich sein konnte, und die Pflege eines Zusammengehörigkeitsgefühls, das bei allen Entscheidungen und Taten die Basis sein sollte: «Sie unterstützen einander in ihrer gemeinschaftlichen Absicht durch Rath und Beystand, durch Klugheit und Erfahrung, und durch ihr gegenseitiges Beyspiel. Sie leihen einander wechselweise ihre Einsichten, ohne sich durch Stolz dafür bezahlt zu machen. Die Liebe beseelet ihren Verstand; und bey der Ge-

meinschaft ihres Glücks, ihrer Sorgen und Arbeiten, und der Bildung ihrer Kinder, denken und leben sie beide, als Eines.»[148]

Diese Sicht der Partnerschaft als Einheit von Frau und Mann, «als Eines», war bereits in der antiken Philosophie populär. So liess Platon in seinem Werk «Symposion» den Komödiendichter Aristophanes beschreiben, wie das männliche und das weibliche Geschlecht ursprünglich aus einem einzigen Geschlecht entstanden seien, aus einem Wesen mit zwei Köpfen und vier Gliedern, das von Zeus aus Unmut über sein frevelhaftes Verhalten in der Mitte getrennt wurde. Liebe sei deshalb seit dieser Zeit die Suche nach der passenden anderen Hälfte und die Vereinigung mit ihr: «Von so langem her also ist die Liebe zueinander angeboren, um die ursprüngliche Natur wiederherzustellen, und versucht aus zweien eins zu machen und die menschliche Natur zu heilen. Jeder von uns ist also ein Stück von einem Menschen, da wir ja zerschnitten, wie die Schollen, aus einem zwei geworden sind. Also sucht nun immer jedes sein anderes Stück.»[149]

Einige Philosophen der Aufklärung waren sich aber im Unklaren, ob die Beziehung in einer Ehe überhaupt als Freundschaft bezeichnet werden könne. Dieser Zweifel entsprang Überlegungen zur Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Handlungsfähigkeit, die in eine «Polarisierung der Geschlechtscharaktere» (Karin Hausen) mündeten – aktive, starke und unbeugsame Männer contra passive, schwache und nachgiebige Frauen, wie es etwa Jean-Jacques Rousseau prägnant formulierte: «Dans l'union des sexes chacun concourt également à l'objet commun, mais non pas de la même maniére. De cette diversité nait la prémiére différence assignable entre les rapports moraux de l'un et de l'autre. L'un doit être actif et fort, l'autre passif et foible; il faut necessairement que l'un veuille et puisse; il suffit que l'autre resiste peu.»[150]

Dieses ungleiche Kräfteverhältnis war für Immanuel Kant ebenfalls der Grund, weshalb zwischen Familienangehörigen, also auch zwischen den Eheleuten, nur Liebe, aber nicht einmal die (im Gegensatz zur idealen Freundschaft erreichbare) moralische Freundschaft denkbar war, denn «die schuldige Achtung beider gegeneinander [war] nicht gleich».[151] Gellert, der dieses unterschiedliche Kräfteverhältnis ebenfalls konstatiert hatte, sah dagegen die «Verschiedenheit des Charakters von beiden Geschlechtern» als «weisheitsvollen Contrast», verbunden mit «vielen Vortheilen und Annehmlichkeiten des Lebens».[152] Das romantische Geschlechterkonzept eines (Karl Wilhelm) Friedrich Schlegel (1772–1829) trat deshalb nicht für eine Übertreibung und Unvereinbarkeit des weiblichen und männlichen Charakters ein, sondern für deren wechselseitige Annäherung und Vermischung. Für Schlegel war die Geschlechtsverschiedenheit «nur eine Äußerlichkeit des menschlichen Daseins und am Ende doch nichts weiter als eine recht gute Einrichtung der Natur», die der Vernunft unterzuordnen war. Die «Männlichkeit» und die «Weiblichkeit» seien «die gefährlichsten Hindernisse der Menschlichkeit, welche nach einer alten Sage in der Mitte einheimisch», das heisst geschlechtsneutral sei «und doch nur ein harmonisches Ganzes sein» könne, «welches keine Absonderung» vertrage.[153]

Für Emanuel v. Fellenberg war die Ehe das beste Mittel, das häusliche Glück, «le bonheur domestique», zu erreichen. Ohne dieses «häusliche Glück» war die Ausführung seines Lebensziels, die Unterstützung seiner Mitmenschen bei ihrer Ver-

vollkommnung und ihrem Streben nach Glückseligkeit, unmöglich. Wie mit Gellert und gegen Kant oder Rousseau war für ihn eine Freundschaft in der Ehe möglich, ja sie musste das alles verbindende Element sein: «Je n'épouserai jamais qu'une personne de la quelle je sois sur qu'elle me considérera toujours comme son meilleur Ami, et qu'elle ne cessera d'être l'Amie de mon Coeur [...]».[154] Wichtig waren die gegenseitige Wertschätzung, Zuneigung, Nachsichtigkeit und Freundlichkeit, noch wichtiger die gemeinsame Überzeugung, für das Richtige einzustehen.[155] Für den erfolgreichen Verlauf einer Ehe genügten dabei gegenseitige Sympathie und Vertrauen, das heisst eine vernünftige Liebe. Bedingungslose Liebe war dagegen nur schädlich.[156]

Die Suche nach der richtigen Ehefrau konnte sich schwierig gestalten, waren doch die Anforderungen hoch gesteckt. Hilfe bot der Freundeskreis, in dem einerseits auf der theoretischen Ebene die Vor- und Nachteile der Ehe diskutiert, andererseits ganz praktisch auch potenzielle Heiratskandidatinnen gefunden werden konnten. Wie intensiv dabei die Freunde in den Entscheidungsprozess mit einbezogen wurden, zeigt die Brautwerbung von Franz Bernhard Meyer von Schauensee, weshalb sie im Folgenden etwas ausführlicher dargestellt werden soll. Meyer interessierte sich für Josephine Rüttimann, die Schwester von Vinzenz Rüttimann. Noch im Herbst 1793 beschied Josephine ihrem Bruder, der sie über Meyers Zuneigung in Kenntnis gesetzt hatte, kurz und bündig, dass sie den doch fast zehn Jahre älteren gemeinsamen Freund nicht liebte: «F.B. Meyer m'aime à la folie dis-tu? Moi, je l'estime pour toutes ses qualités estimables [...] peut être qu'il rendra une femme heureuse ... mais je ne l'aime pas ...». Sie sah ihre Verheiratung in weiter Zukunft und glaubte, noch viel lernen zu müssen, um die Pflichten dieses «Lien indissoluble» erfüllen zu können.[157]

Emanuel v. Fellenberg schien ebenfalls ein gewisses Interesse an einer Verbindung mit Josephine Rüttimann zu haben, dem er aber vor allem aus finanziellen Überlegungen und auf Druck seiner Eltern nicht folgen konnte.[158] Josephine änderte zudem ihre Meinung über Franz Bernhard Meyer.[159] Dies veranlasste Fellenberg, im Herbst 1795 eine Vermittlung zu versuchen. Er wollte zum Glück seiner Freunde beitragen[160] und besprach deshalb in seiner Korrespondenz mit Meyer offen die bisher erfolglose Avance. Dieser war zuerst nicht begeistert über die Initiative seines Freundes, hatte er sich doch bereits mit seinem Schicksal abgefunden. Er musste aber feststellen, dass sich seine Gefühle für Josephine Rüttimann nicht geändert hatten: «Mes sentimens ont été trop profonds. Ni le tems ni mes efforts les ont pu effacer. Ils se sont eveillés au moindre souffle avec une nouvelle force, au moment que je les ai cru asoupie. Mon coeur comprimé combat cependant les douces illusions, que tu y fis renaitre, et je m'epuise en efforts pour n'étre plus derechef exposé à leurs fureurs. Tu as vraiment, mon cher ami, troublé le repos, dont je commençai à jouir.»[161]

Aber nicht nur überschwängliche Liebe, die ja einem aufgeklärten Menschen eigentlich nicht gut anstand, bewogen Meyer, auf den Vermittlungsversuch Fellenbergs einzugehen. Auch so profane Gründe wie sein Alter und die in seinen Augen sehr beschränkte Auswahl an potenziellen Heiratskandidatinnen überzeugten ihn, nochmals um Josephine zu werben: «Les années courrent avec moi. Il faut que je prenne une resolution. J'ai encore devant moi 3 à 4 ans, passés ceux là je me verrai obligé à renoncer à tout établissement matrimonial. [...] Le circle, dans le quel je

puis choisir est fort étroit. Aprés la recherche la plus scrupuleuse il n'y a qu'elle qui se présent a mes yeux.»[162]

Lise v. Fellenberg, die Schwester Emanuels, wurde ins Vertrauen gezogen. Lise und Josephine waren beide zu Besuch im Waadtland bei Olympe Solier, ihrer gemeinsamen Freundin und Cousine von Lise und Emanuel. Lise sollte im Geheimen die Chancen sondieren[163], während Emanuel versuchte, Franz Bernhard das Wesen und Denken Josephines näher zu bringen. Er veranlasste ihn mit einem Fragenkatalog, ihr seine Überzeugungen in einer ihr angenehmen Darstellung vorzulegen. Diese ungewohnte Offenheit einer Frau gegenüber bereitete Franz Bernhard einiges Kopfzerbrechen und löste einen intensiven Briefwechsel mit Emanuel aus.[164] Das «paquet» mit den gesammelten Gedanken wurde schliesslich zur Prüfung von Luzern nach Vevey gesandt, wo Emanuel nach der Visite von Lise und Josephine seine Cousine besuchte. Auch Olympe Solier wurde nun als gute Freundin Josephines ins Vertrauen gezogen. Sie durfte Franz Bernhards Elaborat lesen und entschied mit, dass es an Josephine nach Luzern geschickt werden konnte.[165] Dort liess das gebrannte Kind, wie Franz Bernhard sich selbst bezeichnete[166], die Reaktion Josephines durch seine Schwester Anna Maria Rüttimann, die wie ihr Mann ebenfalls in die Vorgänge eingeweiht war, beobachten.[167] Während Emanuel aus Vevey immer noch zu «patience, prudence» und «discrétion» riet[168], ergriff Franz Bernhard selbst die Initiative, nachdem er erfahren hatte, dass Josephine im Besitz des ominösen «paquet» war. Er wartete den Bericht Emanuels über Josephines Rat suchenden Brief an Olympe Solier nicht ab, sondern bat seine Angebetete direkt um eine Unterredung unter vier Augen.[169] Trotz seiner Verliebtheit war er sich aber bewusst, wie viel er seinen Freunden und insbesondere Emanuel zu verdanken hatte: «Et si je suis fou, je te fais bien ressentir de ma folie. Mais tu en es digne, mon cher ami, parceque tu y as si puissement contribué. Lorsque je serois entierement heureux, tu viendras partager mon bonheur avec moi. Le moment me tarde de pouvoir te presenter ma femme et te dire, je la dois à tes soins amicals.»[170] Gerüchten in Luzern, dass die beiden «gens mariés» seien, trat Josephine nicht mehr entgegen. Der erste gemeinsame Besuch eines Balles liess Franz Bernhard vielmehr «à 2 heures du matin» zur Feder greifen, um seinem Freund Emanuel anzukünden, dass ihr Jawort schon bald zu erwarten sei.[171] Die Hochzeit der beiden fand schliesslich bereits gut zwei Monate später am 4. April 1796 statt.[172]

Scheint im Fall von Josephine Rüttimann und Franz Bernhard Meyer letztlich doch vor allem gegenseitige Sympathie zu einer Verbindung geführt zu haben, so war die Ausgangssituation für ihre Freundin Lise v. Fellenberg zur selben Zeit etwas anders. Lise erlitt das Schicksal einer so genannten Barettlitochter, die meist wenig bei der Wahl ihres Ehemannes mitsprechen konnte. Im Jahr 1795 standen in Bern die Ergänzungswahlen in den Grossen Rat an, bei denen unter anderem die Mitglieder des Kleinen Rates, und deshalb auch ihr Vater, ein Vorschlagsrecht hatten. Die Ratsherrentöchter waren gute Partien, weil sie praktisch einen Sitz im erneuerten Grossen Rat garantierten, denn es war üblich, die Söhne oder Schwiegersöhne bei den Wahlen vorzuschlagen. Da der Grosse Rat nur alle zehn Jahre ergänzt wurde und ihr Bruder Emanuel noch nicht im wahlfähigen Alter von mindestens dreissig Jahren war, gewann die unverheiratete Lise natürlich an Bedeutung. Die Wahl ihrer Eltern

fiel auf (Alexander) Albrecht Tscharner (1765–1831), der dann auch bei dieser Burgerbesatzung von 1795 in den Grossen Rat aufgenommen wurde.[173]

Lise konnte ihren zukünftigen Ehemann noch nicht sehr gut kennen, denn er war bis kurz vor der Hochzeit Offizier in der holländischen Schweizergarde und somit die meiste Zeit im Ausland gewesen.[174] Mit der Heirat zwischen Lise und Albrecht wurde wohl aufgrund ihres jugendlichen Alters noch etwas gewartet. Dass Lise über die Entscheidung ihrer Eltern nicht so glücklich war, wie sie nach der Meinung ihrer Umgebung sein musste, vertraute sie nur ihrer besten Freundin Josephine Rüttimann an und bat sie inständig, vor allem ihrem Bruder, der mit Albrecht Tscharner eng befreundet war und die Verbindung mit Wohlwollen begleitete[175], nichts zu sagen. Die noch nicht einmal 17-jährige Lise verliebte sich nämlich noch vor der Hochzeit in einen jungen Mann, der in ihren gesellschaftlichen Kreisen in Bern verkehrte. Die Zuneigung beruhte sogar auf Gegenseitigkeit. Sie kämpfte heftig gegen die «grande vivacité des passion[s]» an und haderte mit ihrem Schicksal.[176] Josephine gegenüber gab sie zwar zu, freiwillig in den Vorschlag ihrer Eltern eingewilligt zu haben, aber nur, weil sie das «sentiment de l'amour» bis dahin noch nicht kennen gelernt hatte.[177] Ablenkung suchte sie in den Vergnügungen ihres Alters, vor allem auf Tanzpartien, was von ihrer Cousine Olympe Solier, die nicht in ihr Geheimnis eingeweiht war, etwas indigniert beobachtet wurde.[178] Lise rebellierte trotzdem nicht offen gegen die arrangierte Ehe, sondern ergab sich in ihr Schicksal, wie es sich für eine wohlerzogene Tochter gehörte. Auch ihre Beraterin Josephine Rüttimann hätte den Willen ihrer Eltern nicht in Frage gestellt, wenn diese ihr einen Bewerber präsentiert hätten, der nicht unbedingt ihren Vorstellungen entsprach.[179] Nichtsdestotrotz warf Lise ihren Eltern zumindest im Geheimen vor, dass sie sie bereits mit 15 Jahren und so lange vor der Hochzeit versprochen hatten, und schwor sich, diesem Brauch bei ihren eigenen Kindern bestimmt nicht zu folgen: «[...] des parents ont toujours torts, prémièrement de prométtre leurs enfants si longtems avant le mariage, – en second si jeune, car enfin javois 15 ans [...] – je sais bien que si jamais Dieu maccorde des enfants, je ne suivrai pas le systéme, et tâcherai autant que possible de leur laisser le choix dans une action trop importante de la vie, pour, le préçipiter, ou se rendre heureux ou malheureux pour le reste de ces jours.»[180]

Sie kam zudem auf die im Nachhinein auch in ihren Augen ungeschickte Idee, Rat bei einer Wahrsagerin zu suchen. Diese sagte ihr voraus, dass sie bereits in weniger als zwei Jahren aus ihrer unglücklichen Lage befreit würde.[181] Wenn auch nach der Hochzeit am 29. April 1796 gegen aussen alles in bester Ordnung schien[182], so sah Lise trotz aller Bemühungen nach den ersten Ehemonaten im 14 Jahre älteren Albrecht Tscharner weiterhin eher den Vater als den Ehemann[183]. Noch ein Jahr später beklagte sie sich Josephine Meyer gegenüber, dass ihr «Seigneur et Maitre» ihr nicht erlaubte, ihre Freunde Finsler in Zürich zu besuchen.[184] Die Ehe von Lise und Albrecht Tscharner dauerte dann doch länger als die von der Wahrsagerin prophezeiten zwei Jahre und scheint nicht weniger glücklich gewesen zu sein als andere nicht arrangierte Verbindungen.

Bei der Partnersuche Emanuel v. Fellenbergs wird noch deutlicher, dass neben der gegenseitigen Zuneigung durchaus weitere Faktoren bei der Entscheidung für oder gegen eine Kandidatin oder einen Kandidaten eine Rolle spielen konnten, ins-

besondere die Frage der sozialen und ökonomischen Ebenbürtigkeit.[185] Wie bereits weiter oben angedeutet wurde, war er an einer Verbindung mit Josephine Rüttimann interessiert. Auch Josephine schien eine gewisse Zuneigung zu Emanuel zu verspüren.[186] Anscheinend hatten vor allem die Eltern Fellenberg Einwände gegen eine Verbindung mit der eigentlich standesgemässen luzernischen Patriziertochter. Ein gewichtiger Grund könnte gewesen sein, dass sie katholisch war. Emanuel hätte durch eine Heirat mit einer Katholikin sein Burgerrecht und seinen Besitz verwirkt. Dieses Gesetz galt in Bern seit 1715 als Folge des Zweiten Villmergerkrieges, der eine Verschärfung in konfessionellen Fragen gebracht hatte. Josephine Rüttimann hätte zum protestantischen Glauben übertreten müssen, damit die Verbindung für Emanuel v. Fellenberg ohne Konsequenzen in rechtlicher, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht geblieben wäre.[187]

Gerade auch wirtschaftliche Überlegungen mussten für einen jungen Patriziersohn eine Rolle spielen. Denn dieser war bis zu seiner zumindest geplanten Wahl in den Grossen Rat, die ihm nach einiger Zeit möglicherweise zu einer finanziell lukrativen Landvogteistelle verholfen hätte, weiterhin von seinen Eltern abhängig, wenn er die Wartezeit bis zum Eintritt in die Regierung nicht in Fremden Diensten überbrücken wollte.[188] Einzig die Heirat versprach eine gewisse finanzielle Unabhängigkeit, was auch Emanuel v. Fellenberg ganz klar realisierte.[189] Seine Eltern waren durch die Chorgerichtssatzung im Falle einer Hochzeit zur Ausrichtung einer Ehesteuer verpflichtet, die normalerweise zumindest zum standesgemässen Lebensunterhalt reichen sollte. Dadurch hatten sie aber ein wirksames Instrument in der Hand, um die Wahl ihres Sohnes zu beeinflussen.[190] Sie wendeten dieses Druckmittel auch an, was Fellenberg zu bitteren Bemerkungen provozierte, ihn trotzdem aber dazu veranlasste, statt selbst um Josephine Rüttimann zu werben, ihre Verbindung mit seinem Freund Franz Bernhard Meyer zu forcieren: «[...] par la perspective que vos dispositions me priveroient du necéssaire, ou qu'il me faudrait m'endetter, si je suivois la realisation de ma raison et de mon Coeur – C'est aureste uniquement mon amitié pour Mlle R[üttimann] et pour M[eyer] qui m'ont fait faire les démarches qui me mettront probablement sous peu dans le cas de vous annoncer leur mariage, cette assurance doit sans doute vous tranquiliser, il ne me reste plus qu'a désirer qu'en vous sacrifiant mon bonheur je réussisse a assurer le votre!»[191]

Darf man den Ausführungen von Olympe Solier glauben, hatte Emanuel v. Fellenberg bereits zuvor einmal zugunsten eines Freundes verzichtet. Eine weitere junge Frau, die sich in ihn verliebt hatte, heiratete ebenfalls einen guten Freund, nachdem sich Fellenberg um ihre Bildung gekümmert hatte. Leider lassen sich die erwähnten Protagonistinnen und Protagonisten nicht mehr identifizieren.[192] Eine andere Heiratskandidatin, die er in seinem Lebensplan nur unter dem Kürzel «Mlle St.» erwähnt, wies ihn ab, weil sie älter war als er und ihn für zu jung und zu wenig gefestigt hielt.[193]

Die Eltern Fellenberg schienen dagegen seit längerem eine Verbindung mit (Margarethe) Katharina Wurstemberger (1779–1841) und damit eine finanziell vorteilhafte Heirat zu favorisieren. Sie war mit Lise v. Fellenberg und Josephine Rüttimann befreundet und wurde bereits im Jahre 1793, also im zarten Alter von 14 Jahren, in der Korrespondenz zwischen Emanuel v. Fellenberg und seinen Eltern als mögliche Heiratskandidatin erwähnt.[194] Emanuel verfolgte aber andere Pläne als seine Eltern.

Er interessierte sich für Margarethe Tscharner, eine weitere Freundin seiner Schwester und genauso jung, und wartete darauf, dass sie ins heiratsfähige Alter kam.[195] In der Zwischenzeit sicherte er sich aber doch noch für den Fall eines Misserfolges seiner Werbung um Margarethe Tscharner bei der Favoritin seiner Eltern und ihrer Familie ab: «La feuille destinée a Mme W[urstemberger] avoit pour but pour le Cas que je repensasses a Mlle W[urstemberger] de prouver a Ses Parents que je n'ai jamais cessé de m'y intéresser, et dans le Cas que Mlle T[scharner] reponde a mes voeux – la ditte feuille prouveroit aux Parents W[urstemberger] qu'encore apres avoir fait abstraction de leur fille – nous avons conservé vis a vis d'elle les sentiments et les procédés qui doivent le plus nous assurer leur bienveillance – et que c'est réellement a la raison que je leur alleguerai, qu'il faut atribuer le changement de mes résolutions, qui ne sauroit les blesser avec cette tournure et avec les regrets que je leur témoignerai.»[196]

Die Wahrung des Anstandes war das oberste Gebot, gerade in einem solch kleinen Kreis wie dem bernischen Patriziat, wo man sich gut kannte und der gesellschaftliche Umgang weiterhin gepflegt werden musste. Emanuel v. Fellenbergs Werbung um Margarethe Tscharner im Winter 1796 war, wie weiter unten im Detail zu sehen sein wird, erfolgreich. Aber auch Katharina Wurstemberger blieb nicht viel länger unverheiratet. Sie gab nur ein Jahr später, erst 18-jährig, Friedrich (Ludwig) v. Sinner (1773–1847), einem Freund Emanuels aus Tübinger Studienzeiten, das Ja-Wort.[197] Lise v. Fellenberg kommentierte die Verbindung ihrer Freundin eher kritisch mit folgenden Worten: «Cella fait le mariage le plus riche de la ville – il sont acctuéllement ensemble millionaire – malheureusement, ce ne sont pas les richesses qui font le bonheur.»[198]

Auch wenn Emanuel v. Fellenberg die letzte Bemerkung seiner Schwester mit Sicherheit unterschrieben hätte, spielten bei seiner Entscheidungsfindung für Margarethe Tscharner und gegen Katharina Wurstemberger finanzielle Überlegungen eine Rolle. Er befürchtete vor allem, dass die doch deutlich geringere Mitgift, die von Margarethe Tscharner zu erwarten war, nicht sehr viel zu den Ausgaben beitragen konnte, die das gesellschaftliche Leben in Bern verlangte.[199] Neben einem angemessenen Vermögen waren ihm zudem auch die für seine politische Karriere nützlichen verwandtschaftlichen Beziehungen als «Mitgift» wichtig, wie er bereits früher seinem Freund Hans Jakob Hirzel auseinandergesetzt hatte: «Une fortune qui soit proportionnée a la mienne et des relations de parentage qui ne me laissent pas sans appuis dans ma carriére politique, voila les accessoires que je desire [...]».[200]

In dieser Beziehung konnten sowohl Katharina Wurstemberger als auch Margarethe Tscharner das Ihrige beitragen. Beide Frauen kamen aus regierenden Familien, die in der inoffiziellen Rangfolge der bernischen Patrizierfamilien über den Fellenbergs eingestuft waren. Die Tscharners waren der zweiten, die Wurstembergers der dritten Klasse zugeordnet, während die Fellenbergs nur in die vierte Klasse eingereiht waren.[201] Emanuels Chancen auf einen Grossratssitz und damit auf eine politische Karriere waren also in beiden Fällen intakt. Auch das Prinzip der sozialen Inzucht, das heisst der Heirat innerhalb der eigenen Reihen, durch das im 17. und 18. Jahrhundert nicht nur in Bern der Anteil der am Regiment beteiligten Familien klein gehalten und somit die Macht auf nur Wenige verteilt wurde, blieb gewahrt.[202]

Dass Emanuel v. Fellenberg sich schliesslich für Margarethe Tscharner und gegen Katharina Wurstemberger entschied, hing mit der grösseren persönlichen Anziehung zusammen. Margarethe fiel ihm zum ersten Mal noch als junges Mädchen während den in der bernischen guten Gesellschaft beliebten Spaziergängen auf der Plattform beim Münster auf, die unter dem Motto «Sehen und gesehen werden» standen und die unter anderem auch der Heiratsvermittlung dienen konnten. Die Neckereien seiner Freunde ertrug er gerne, wenn er nur einen Blick auf sie werfen konnte, wie er ihr zu Beginn ihrer näheren Bekanntschaft gestand: «Je me trouvois heureux déja alors toutes les fois que je pouvois vous rencontrer – la platteforme de Berne m'en fut plus chère dudepuis – combien de fois je demandois a mes Amis: hebien! Comment trouvez vous Mlle Tscharner? C'est la floeur de notre jeunesse! – Ils me badinoient la dessus; mais je ne craignois pas ces railleries, je ne cessois de rechercher des badinages si précieux pour mon Coeur.»[203]

Mitentscheidend war sicher auch, dass zur Familie von Margarethe Tscharner seit längerem enge freundschaftliche Beziehungen bestanden, die informelle Kontakte erleichterten. Ihr Grossvater väterlicherseits, Niklaus Emanuel Tscharner (1727–1794), war wie Emanuels Vater aktiv an den aufklärerischen Bestrebungen zur Verbesserung der politischen, ökonomischen und sozialen Lage der Eidgenossenschaft beteiligt und gehörte zu dessen engerem Freundeskreis. Anlässlich der Wahl von Niklaus Emanuel Tscharner in das wichtige Amt des Deutschseckelmeisters im Jahr 1793 hoffte Emanuel etwa, Margarethe während seines Gratulationsbesuches zu begegnen, leider vergeblich: «Lorsque feu M^r^ votre Grand père fut fait Trésorier – je quitois, pour aller féliciter, au moment ou je pourois me flatter de vous y trouver, j'avois cru y réussir – j'y vole dans l'espérance de vous voir, de vous embrasser – hélas! C'était une illusion! Je ne vis personne dans une chambre remplie de monde, car vous n'y étiez pas.»[204]

Die Eltern von Margarethe Tscharner, Beat Emanuel (1753–1825) und (Henriette) Charlotte Tscharner-Tscharner (1756–1820), nahmen denn auch ausdrücklich auf die Freundschaft zwischen Margarethes Grossvater und Emanuels Vater Bezug, als sie in die Hochzeit einwilligten.[205] Auch die Eltern Fellenberg akzeptierten schliesslich nach anfänglicher Skepsis, die unter anderem mit dem geringeren Vermögen der Tscharners im Vergleich zu demjenigen der Wurstembergers zusammenhing, die Verbindung.[206]

Für Margarethes Familie waren aber die finanziellen Implikationen einer solchen Verbindung ebenfalls von Bedeutung. Beat Emanuel Tscharner bedauerte es, dass er seiner Tochter mit Rücksicht auf ihre ältere Schwester (Magdalena) Charlotte (1776–1837), die zur gleichen Zeit heiraten wollte, und zwei weitere Töchter, die ebenfalls zu versorgen waren, keine höhere Mitgift ausrichten konnte.[207] Margarethe schien deswegen auch besorgt, was Emanuel mit der Bemerkung zu zerstreuen versuchte, dass er sie nicht wegen ihres Vermögens heiraten wolle und die finanzielle Einigung zudem eine Angelegenheit der Eltern sei.[208] Im Ehevertrag, den seine Eltern insbesondere mit Margarethes Mutter ausarbeiteten[209], wurde festgelegt, dass Emanuel 75 000 Bernpfund als Ehesteuer erhielt, Margarethe 20 000 Bernpfund. Falls die Ehe kinderlos bleiben sollte, würde Margarethe nach dem Tode ihres Mannes als Wiederfall 20 000 Bernpfund sowie «Hausrath, Sil-

Abb. 2: Margarethe Tscharner, 1796.
Miniatur von François Joseph Desvernois, Durchmesser 6,7 cm. Privatbesitz; Burgerbibliothek Bern, Neg. 3725.

Abb. 3: Emanuel v. Fellenberg, 1796.
Miniatur von François Joseph Desvernois, Durchmesser 6,3 cm. Burgerbibliothek Bern, Neg. 3721.

bergeschirr, und denen Haushaltungs-Provisionen» und einen jährlichen Hauszins von 120 Kronen[210] bekommen, wenn er ihr «keine anständige Behausung zu Ihrem allfälligen Witwe Siz» vermacht hätte. Emanuel würde nach dem Tode seiner Frau 10 000 Bernpfund und den Hausrat, das Silbergeschirr und die Haushaltungsprovisionen erhalten. Margarethe bekam zudem «nach bezogener Ehe» die üblichen 200 neuen Dublonen[211] als Morgengabe und eine jährliche Pension von 192 Kronen zur freien Verfügung. Falls Emanuel eine Landvogtei zufallen sollte, würde Margarethe statt dessen, was einer Landvögtin aus dem Amtseinkommen zustände, jährlich 300 Kronen bekommen. Die 75 000 Bernpfund, die Emanuel von seinen Eltern als Ehesteuer erhielt, lagen eindeutig über den Geldbeträgen von 3000 bis 60 000 Bernpfund, die in den 1770er-Jahren gemäss bernischen Ehebriefen im Patriziat ausgerichtet wurden. Die Summen des Wiederfalls dagegen entsprachen den bereits in dieser Zeit festgelegten Beträgen von 10 000 bis 20 000 Bernpfund.[212]

Emanuel erhielt zudem von seinem Vater eine finanzielle Unterstützung, um die Hochzeit auszurichten, wobei der grösste Teil davon für Geschenke für Margarethe und ihre Verwandten verwendet wurde.[213] Emanuel kannte sich in den Konventionen, die bei Hochzeitsgeschenken berücksichtigt werden mussten, nicht aus. Er fühlte sich so unwissend, wie wenn er vom Mond gefallen wäre – «si ignorant sur tous ces objets comme si je tombois de la Lune». Deshalb liess er sich von seiner Cousine Olympe Solier, aber auch von seinen Eltern beraten.[214] Margarethe schenkte er ein Medaillon mit seinem Porträt für achtzig Franken. Für die Einfassung des Medaillons und einen Hochzeitsring legte er vierzig Franken aus. Alles in allem kostete ihn die Hochzeit mit Gebühren und Reisekosten 1366 Franken und 3 Kreuzer, so dass er die Summe, die sein Vater zur Verfügung gestellt hatte, nicht vollständig verbrauchte.[215]

Diese Hochzeitsgeschenke lassen sich mit einer Liste vergleichen, die der Berner Oberstleutnant Karl May (1760–1798) zur gleichen Zeit angefertigt hatte. Er führte darin neben den Unkosten für seine Wahl in den Grossen Rat auch alle Ausgaben für seine Hochzeit und die Haushaltsgründung auf. An reinen «Hochzeit Präsenten» für die Summe von rund 1817 Franken erwähnte er neben Stoffen, Kleidungsstücken und Pelzen ebenfalls einen goldenen Ring für rund 97 Franken und ein Medaillon mit seinem Porträt für hundert Franken.[216] Die Auslagen Emanuels von rund 1366 Franken bewegten sich also in einem etwas bescheideneren Rahmen, was ganz in seinem und Margarethes Sinne war. Diese Lappalien – «misères» –, wie Emanuel die Hochzeitsgeschenke auch nannte, schienen ihnen so überflüssig, dass sie zumindest mit seiner Schwester und Albrecht Tscharner, die zur selben Zeit heiraten wollten, übereinkamen, von gegenseitigen Geschenken ganz abzusehen.[217] Margarethe begehrte einzig das bereits erwähnte Porträt Emanuels und liess sich im Gegenzug ebenfalls malen. Emanuel versuchte dann, beim Maler der beiden Miniaturen, François Joseph Desvernois, zu intervenieren, weil er ihr Porträt noch nicht gelungen fand, doch kam sein Brief beim Künstler zu spät an.[218] Trotz der vereinbarten Zurückhaltung beim Schenken wollte er auch nach den in Bern herrschenden Sitten vorgehen und stellte deshalb Margarethe zusätzlich 800 Franken zur Verfügung, über die sie verfügen konnte, sei es für eine Uhr, wie sie auch Karl May seiner zukünftigen Frau Elisabeth Bürki (1776–1810) schenkte, oder für Stoffe und Kleider. Weil Margarethe und Emanuel beabsichtigten, nach der Hochzeit in Aigle zu wohnen, wo Margarethes Vater seit 1793 mit seiner Familie als Gubernator residierte, schien es Emanuel sowieso angebracht, mit der Anfertigung modischer Kleider zuzuwarten, die nur nach Bern passten, nicht aber in die ländliche Idylle im Waadtland.[219]

Die Hochzeit wurde am 29. April 1796 in der Kirche von Aigle nur im Beisein der engsten Familienangehörigen gefeiert, wie es im bernischen Patriziat üblich war.[220] Da sich Margarethes Schwester Charlotte doch noch entschlossen hatte, ihren Bräutigam Johann Friedrich v. Herrenschwand (1762–1803) zu heiraten, gab es sogar eine Doppelhochzeit: «Herrensch[wand] étoit arrivé ici le jeudi soir et le léndemain matin les deux mariages ont eu lieu ensembles, rien dailleurs n'a été dérangé au train ordinaire de la vie d'Aigle [...]».[221] Von Emanuels Familie war niemand anwesend, denn am selben Tag fand in Bern in der Nydeggkirche auch die Eheschliessung von Lise v. Fellenberg und Albrecht Tscharner im Beisein der Eltern Fellenberg statt.[222]

Die ersten Eindrücke des ehelichen Zusammenlebens bestätigten Emanuel in seiner Entscheidung, die Liebe über alle irdischen Reichtümer zu stellen. Er fand, dass Margarethe, oder vielmehr ihre charakterlichen Eigenschaften, mehr wert waren als eine zwei- oder dreifache Mitgift, die er durch eine andere Verbindung vielleicht erhalten hätte.[223] Auch sein Freund Hans Jakob Hirzel beglückwünschte ihn zu dieser Entscheidung, die einem vernünftigen Menschen nur gut anstand: «En renonçant aux richesses pour obtenir le bonheur, tu n'as rien fait que ce que tout homme raisonnable devrait faire, et qu'on pouvait attendre de toi en connaissant ton coeur.»[224] Die weiteren Gratulationen aus der Familie und dem Freundeskreis stellten ebenfalls die gegenseitige Liebe in den Vordergrund.[225] Beat Emanuel Tscharner, der Vater von Margarethe, betonte zudem die Freiheit, die sie bei ihrer Wahl gehabt hätten.[226]

Ob die Entscheidungen der jungen Patrizierinnen und Patrizier am Ende des 18. Jahrhunderts aber wirklich so unbeeinflusst waren, wie dies ihre Eltern wahrhaben wollten, kann nach den obigen Schilderungen bezweifelt werden. Vielmehr lassen sich neben der Liebe weitere Faktoren wie das Vermögen oder politische Beziehungen nennen, die für oder gegen eine Kandidatin oder einen Kandidaten sprachen. Trotzdem kann man erkennen, dass nicht mehr nur ausschliesslich traditionelle, materielle und standeserhaltende Gründe für eine Eheschliessung entscheidend waren, wie dies für die ständische Gesellschaft charakteristisch war[227], sondern dass der Faktor Liebe, der in der bürgerlichen Gesellschaft zumindest idealiter der einzige Grund für eine Ehe sein sollte[228], bei der Entscheidungsfindung bereits mit einbezogen wurde.

1.5 Margarethe Tscharner: «une franche et solide Républiquaine»

Wie bei der Verbindung von Franz Bernhard Meyer von Schauensee und Josephine Rüttimann spielte auch bei Emanuel v. Fellenbergs eigener Brautwerbung der Freundes- und Verwandtenkreis eine wichtige Rolle.[229] Neben seinen Eltern wurden vor allem seine Schwester Lise und seine Cousine Olympe Solier, die beide mit Margarethe Tscharner befreundet waren, ins Vertrauen gezogen.[230] Auf die Hilfe seiner Schwester musste er jedoch bald verzichten, da er Margarethe unter ihrem Namen Briefe geschrieben hatte, worüber seine Angebetete gar nicht erbaut war.[231] So war es vor allem seine Cousine, die bei Margarethe vorsondierte, ob eine Avance genehm sei.[232]

Das grundsätzliche Einverständnis Gritlis – wie Margarethe Tscharner im Familienkreis genannt wurde –, die Bekanntschaft zu vertiefen, löste eine konzentrierte Werbung Emanuels mit insgesamt 24 mehrseitigen Briefen innerhalb von drei Monaten aus. Bereits nach einem Monat hatte er über hundert Seiten geschrieben, auf denen er Margarethe in aller Ausführlichkeit seine innersten Gedanken offenbarte. Diese Offenheit, die er in seinem Freundeskreis pflegte und die ihm ein grosses Anliegen war[233], sollte sie mit seinen Lebenszielen vertraut machen und sie zur Entscheidung befähigen, ob sie bereit war, diese in einer Ehe, in einem «häuslichen Glück», mit ihm zu verfolgen.[234] Zu derselben Offenheit und Direktheit, deren Ziel die gegenseitige «connoissance approfondie» war, hatte er ja kurz zuvor auch seinem Freund Franz Bernhard Meyer während der Werbung um Josephine Rüttimann geraten und ihn bei der Niederschrift der Gedanken unterstützt.[235] Emanuel verfasste dagegen seine langen Elaborate ohne Hilfe von aussen. Seine Cousine musste aber mit Margarethe sowohl mündlich als auch schriftlich den Inhalt der Briefe besprechen und versuchen, zu seinen Gunsten zu wirken. Zu diesem Zweck liess sie Margarethe auch Abschriften seines Lebensplans, den «Réfléxions sur le Bonheur domestique», zukommen.[236]

Die noch nicht einmal 18-jährige Margarethe wurde von diesem brieflichen Feuerwerk wohl etwas überfahren. Leider haben sich keine Zeugnisse erhalten, die über ihre Empfindungen direkt Auskunft geben, doch lassen sich aus ihren Reaktionen, die in Emanuels Briefen angesprochen werden, einige Rückschlüsse ziehen. Grund-

sätzlich schien Margarethe einen eigenen Willen zu haben[237], mit dem er nicht gerechnet hatte und der ihm unruhige Zeiten bescherte, weil sie nicht sofort für seine Werbung und seine Ideale Feuer und Flamme war. Sie liess ihn auf einem Ball links liegen und reagierte auf seine vielen Briefe nicht oder nur mit sehr kurzen Antworten.[238] Persönliche Unterredungen im Hause seiner Cousine in Vevey waren dann erfolgreicher, so erfolgreich, dass er bereits Ende Februar 1796 Franz Bernhard Meyer melden konnte: «J'aime et je suis aimé. Tu sais ce que cela veut dire!»[239] Auch die «poste d'escargots», die den offiziellen Antrag seines Vaters nach Aigle tragen sollte, konnte ihn darum nicht mehr aus der Ruhe bringen.[240]

In einem Brief an seinen Freund Hans Jakob Hirzel, der ihn zuvor einige Male vergeblich um seine Meinung über die Ehe gebeten hatte, legte Emanuel v. Fellenberg bereits im Jahr 1794 ausführlich dar, welche Eigenschaften seine zukünftige Ehefrau besitzen sollte. Von äusserlichen Attributen wie angemessenem Vermögen und guten politischen Verbindungen war weiter oben ja bereits die Rede. Zudem musste sie körperlich gesund sein, was sowohl ihre Seele als auch die Lebenschancen ihrer zukünftigen Kinder günstig beeinflussen konnte. Innere Werte wie ein gutes Herz, Menschenliebe, gesunder Menschenverstand und Bescheidenheit standen zuoberst auf der Wunschliste. Klammer für diese inneren und äusseren Werte war eine schickliche Erziehung: «Une personne dont le Coeur soit bien né, l'asile des doux sentiments de l'humanité, dont le bon sens sache distinguer le bien et le beau de ce qui ne l'est pas et apprécier l'un et l'autre je voudrois qu'elle eut la santé du Corps qui entertient celle de l'ame et fait espérer d'heureux enfants ... C'est aussi dans un entérieur agréable et revenant, l'emblème de la vertu modeste que je trouverois un atribut du bonheur domestique.»[241]

Margarethe sollte, wie er ihr dann in seinen ausführlichen Werbebriefen vom Winter 1796 auseinandersetzte, ein tugendhaftes Vorbild und eine treue Lebensgefährtin sein, die mit seinen Gefühlen und seinen Gedanken einig ging, seine Unternehmungen mittrug und sich mit ihm ohne viele Worte verstand: «Mon Epouse sentiroit, elle penseroit et elle agiroit par moi; je sentirois, je penserois et j'agirois par elle – Sachons apréciér Mademoiselle le fruit de cet accord dans les moyens et de cette amitié dans les vues, de ce tout enfin composé d'harmonie et de sympatie!»[242]

Er betonte aber auch, dass diese Anforderungen sowohl für sie als auch für ihn Gültigkeit hatten. Nur ein einvernehmliches Miteinander sowie gegenseitige Unterstützung und Achtung würden letztendlich ein harmonisches und freundschaftliches Zusammenleben ausmachen.[243] Seine Ehefrau sollte vor allem anderen und auf immer und ewig seine Freundin sein[244], mit der er sich in ein Ganzes verbinden konnte, in dem sich die verschiedenen Charaktereigenschaften der Geschlechter positiv ergänzten, ganz im Sinne etwa des romantischen Geschlechterkonzeptes eines Friedrich Schlegel: «Hébien je suis convaincu que sans la réunion de ces diférentes qualités (propres et diférents sexes) en un tout – il est impossible de réaliser l'idéal auquel nous devons tacher d'atteindre dans ce monde.»[245]

Emanuel v. Fellenberg wollte Margarethe Tscharner zu einem Teil seiner selbst und sich selbst zu einem Teil von ihr machen.[246] Diese Auffassung von Freundschaft und Partnerschaft erinnert an den bereits von Aristoteles geprägten Begriff des Freundes, oder hier der Freundin und zukünftigen Ehefrau, als eines zweiten Ichs.[247] Mar-

garethe brauchte anscheinend etwas Zeit, um sich an diese bedingungslose Übereinstimmung und Vereinigung mit einem anderen Menschen zu gewöhnen. So wollte sie Emanuel einen Beweis der Freundschaft, den er ja nur mit wenigen, sehr engen Freunden pflegte, nicht gewähren: das Duzen. Wenn er zuerst auch versprach, sich in dieser Frage nach ihren Wünschen zu richten, setzte er sich dann doch wieder über ihre Weigerung hinweg und benutzte die «language de la nature», die ihm sein übervolles Herz diktierte.[248] Ihre wiederholten Ermahnungen, das Duzen zu unterlassen, überging er mit einigem Humor. Mit einer Person, meinte er, die er so einzigartig fand, konnte er ganz einfach nicht im Plural verkehren: «[...] avec toute la simplicité de mon Coeur, qui ne peut plus parler sans les plus grands éforts au pluriel a une personne que je trouve si unique en mérite et amabilité, [...] m'absorbant au point que je ne saurais plus que devenir, si elle se multipliait sans un rapport quelconque et que je ne pusses plus lui parler au singulier sans lequel et y auroit contradiction avec mon affection.»[249]

Frauen hatten für Emanuel v. Fellenberg eine eigene Würde, die er bei den Männern praktisch nicht finden konnte: «J'ai au prémier lieu une opinion de la dignité des femmes, que je ne rencontre presque nulle part chez les hommes, et que me paroit aussi essencielle et importante pour le bonheur qu'elle est vraye.»[250] Dies führte zu einer eigentlichen Überhöhung derjenigen weiblichen Wesen, die von ihren moralischen Anlagen her überhaupt für das Streben nach Glückseligkeit geeignet waren. Er bezeichnete Margarethe deshalb bald einmal als seinen Engel oder sogar Schutzengel.[251] Auch Josephine Rüttimann war für ihn ein engelgleiches Wesen. Mit ein Grund, weshalb Franz Bernhard Meyer zuerst bei seiner Werbung um sie kein Erfolg beschieden war, war seiner Ansicht nach, dass dieser ihre aussergewöhnlichen Charaktereigenschaften nicht richtig gewürdigt hatte. Moralisch einwandfreie Frauen wie Josephine oder eben Margarethe strebten ebenfalls zuallererst ein «häusliches Glück» an, zusammen mit einem Ehemann, der mehr Freund als Liebhaber war.[252]

Das Gegenteil solcher Frauen waren «filles publiques», die nur mit ihrer äusseren Schönheit die Aufmerksamkeit der Männer zu erregen suchten. Emanuel v. Fellenberg fühlte sich verpflichtet, Margarethe Tscharner zu versichern, dass er sich durch solche Angebote bisher nie in Versuchung geführt sah, auch wenn er eigentlich in den besten Mannesjahren war: «Une femme qui se serviroit qu'a satisfaire le penchant phisique du sexe me repugneroit au supréme degré, malgré que mon tempérement n'ait encore jamais été satisfait et quoiqu'il se trouve en toute force et en sa plus Grande vigueur.»[253]

Nicht ihre äussere Schönheit zog ihn an, sondern ihre Charakterfestigkeit und inneren Werte.[254] Trotzdem schwärmte er von ihren Augen, beeinträchtigte ihre Nähe sein inneres Gleichgewicht. Mit grösster Zurückhaltung nur gelang es ihm, ihrem Wunsch nach körperlicher Distanz zu entsprechen.[255] Wie viel einfacher hatte es da doch zur gleichen Zeit sein Freund Franz Bernhard Meyer, der Josephine Rüttimann so oft berühren, ja sogar küssen durfte, wie er wollte.[256] Fast erstaunt musste Emanuel feststellen, dass er sich wirklich in Margarethe verliebt und dadurch seine Selbstbeherrschung, die einem aufgeklärten Menschen eigentlich in jeder Lebenslage anstand, verloren hatte: «Lorsque je vous vois, lorsque je vous approche, lorsque je touche

quelquechose qui vous appartiens, je suis saisi de sentiments qu'il faut éprouver pour les pouvoir comprendre – C'est une volupté inexprimable, douce et pure comme l'objet qui l'occasionne – mais trop vive pour ne pas avertir la vertu d'être sur ses gardes – j'en deviens craintif, reservé, rèveur et distrait – je ne vois plus ce qui est devant mes yeux, je n'entends plus ce qui frappe mon ouïe, je perds jusqu'a la mémoire. Voila, a ce que je crois, ce qu'on appelle communément de l'Amour [...]».[257]

Die zumindest theoretische moralische Überhöhung seiner zukünftigen Frau bedeutete nicht, dass Emanuel nicht doch auch noch gewisse Defizite in ihrer Vervollkommnung ausmachte. Bei der Behebung dieser Mängel wollte er ihr gerne behilflich sein. Dass er sich dabei vor allem als väterlicher Ratgeber sah[258], nahm ihm die zwar noch sehr junge, aber eben doch bereits auch bestimmte Margarethe übel. Reumütig versprach er Besserung und versicherte ihr, dass er sie als eigenständige Person achte.[259] Anscheinend traf er nach ihrem Donnerwetter den Ton besser, denn sie nahm von nun an seine Ratschläge an und wurde sein erstes Erziehungsobjekt, glaubte sie doch selbst, dass ihr viele Kenntnisse noch fehlten.[260]

Welche Ausbildung Margarethe Tscharner genossen hatte, wird aus den Quellen leider nicht ersichtlich. Möglich war der Unterricht durch ihre Mutter oder durch Erzieherinnen zu Hause. Kurz vor der Hochzeit erhielt sie zumindest noch letzte Unterweisungen durch ihre Mutter.[261] Es gibt keine Hinweise darauf, dass Margarethe eine höhere Mädchenschule besucht hätte, wie es sie in der Eidgenossenschaft bereits vereinzelt gab. Ihre Freundin Lise v. Fellenberg etwa lebte eine Zeit lang in Aarau in dem privaten Töchterinstitut, das 1786 von Anna Katharina Hunziker-Zollikofer (1709–1794) zusammen mit ihrem Sohn Johann Heinrich Hunziker (1734–1796), ihrer Tochter Elisabeth Effinger-Hunziker (1733–1813) sowie mit Unterstützung des Stadtpfarrers Franz Ludwig Stephani (1749–1813) zur Bildung von Mädchen aus der Oberschicht gestiftet worden war. Die beiden Männer waren in der Helvetischen Gesellschaft engagiert, wo Daniel Fellenberg Kenntnis von der Schule erhalten haben dürfte.[262] Vorbild dieses Instituts war die im Jahr 1774 von Leonhard Usteri (1741–1789) in Zürich gegründete Töchterschule, in der die Mädchen nicht zu «vornehmen und galanten Frauenzimmern», sondern durch Unterricht in Lesen, Schreiben und Rechnen zu «braven und verständigen Hausmüttern» erzogen werden sollten.[263]

In den Augen von Emanuel v. Fellenberg scheint die Bildung seiner zukünftigen Frau ungenügend gewesen zu sein. Er setzte hier deshalb den Hebel zu ihrer weiteren Vervollkommnung an, so wie er es auch bei sich selbst gemacht hatte.[264] Sein grosses Ziel war es, Margarethe aus ihren alten Gewohnheiten herauszuholen und aus ihr eine überzeugte Republikanerin, eine «franche et solide Républiquaine de Raison autant que de Coeur»[265], zu machen, die mit seinen Überzeugungen einig ging und seine Bestimmung als Mensch und als Bürger mittrug.[266] Ein aufgeklärter Mensch war verpflichtet, seine Bildung, die er durch Erziehung und Schule genossen hatte, weiterzuführen, um das so entscheidende selbständige Denken ein Leben lang zu fördern. Bildung sollte vor der Tyrannei von Unwissenheit und Willkür schützen.[267] Das in der Frühaufklärung formulierte Postulat, dass diese Verpflichtung zur Selbstbildung für alle Menschen, ob Mann oder Frau, gelten sollte, trat im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts mit der Ausformung des bürgerlichen Frauenideals zu-

gunsten einer eingeschränkteren geschlechtsspezifischen Ausbildung in den Hintergrund.[268] Jede weitergehende weibliche Bildung wurde nun als in negativem Sinne «gelehrt» angesehen und hinderte die Frauen daran, ihre häuslichen Pflichten wie die Führung des Haushaltes und die Erziehung der Kinder zufrieden stellend zu erfüllen, weil sie nur noch hinter ihren Büchern sassen und sogar selbst literarisch tätig waren.[269]

Fellenberg trat dagegen wie etwa die Romantiker für eine über das Häusliche hinausgehende Bildung ein – wie sie noch seine Schwester Lise im oben erwähnten Töchterinstitut in Aarau erhalten hatte –, damit zumindest intelligente Frauen nicht einfach als Hausfrauen dahinvegetieren mussten.[270] So war er von den Talenten von (Marie) Aimée Guichelin (1776–1821), der Frau seines Freundes Johann Rudolf Steck, die Kenntnisse in fünf Sprachen hatte und selbst Poesie verfasste, äusserst angetan.[271] Wie stark zu dieser Zeit seine Meinung auch von einem Werk wie Mary Wollstonecrafts (1759–1797) «Vindication of the Rights of Women» (1792) beeinflusst war, geht aus den Quellen leider nicht hervor. Er hatte zumindest die Engländerin persönlich kennen gelernt, wohl während seines Aufenthaltes Ende 1794 in Paris, und sprach noch mehr als vierzig Jahre später von ihren Verdiensten.[272] Mary Wollstonecraft forderte das Recht der Frauen auf Bildung und Erziehung als Voraussetzung für Gleichheit, Würde und Achtung und trat entschieden für die Koedukation im Rahmen eines verbesserten Erziehungssystems sowie eine geschlechtsneutrale Berufsausbildung ein. Darüber hinaus befürwortete sie die Teilnahme der Frauen an der Regierung.[273]

Aufklärerische Selbstbildung bestand im Lesen und in der Diskussion der Lektüre mit gleich gesinnten Freunden, die sich in schriftlicher Form in ausgedehnten Korrespondenzen niederschlug.[274] Neben der Tagespolitik wurden dabei auch Fragen des Geistes, der Bildung, der Philosophie und der Erziehung abgehandelt.[275] Emanuel v. Fellenberg stellte für diesen Diskurs im Freundeskreis Literaturlisten zusammen. Sowohl Franz Bernhard Meyer als auch Hans Konrad Finsler legte er vor allem Kant ans Herz, während er für Meyer zusätzlich eine Liste mit Werken des Philosophen Johann Gottfried v. Herder (1744–1803) und des Pädagogen Joachim Heinrich Campe (1746–1818) sowie weiteren moralphilosophischen Arbeiten aufstellte. Fellenberg sah in Kant den «Schiedsrichter in [der] Mitte», der «durch die Zergliederung unsers gesammten Erkenntnißvermögens» zeigte, dass sich die verschiedenen philosophischen Strömungen (Leibniz, Locke, Hume) von der Wahrheit entfernt hatten.[276] Mit den philosophischen Schriften Kants hatten ihn selbst vor allem sein früherer Hauslehrer Albrecht Rengger (1764–1835) und der mit seinem Vater befreundete Philipp Albert Stapfer (1766–1840) bekannt gemacht. Die beiden blieben ihm ein Leben lang in Freundschaft verbunden, wobei hier im Gegensatz zu den meisten Freundschaften, die Fellenberg sonst pflegte, öfters die älteren Freunde die Ratgeber des jüngeren waren.[277]

Lektüre und ihre Diskussion, wie er sie mit seinen Freunden betrieb, empfahl er auch im Umgang mit den Frauen in seinem Freundeskreis. So sollte Franz Bernhard Meyer während seiner Werbung mit Josephine Rüttimann gemeinsame Studien betreiben, um sie mit seinen Lebenszielen bekannt zu machen. Die beiden führten diese Lektüre nach ihrer Heirat weiter.[278] Sie lasen etwa das 1786 vom französischen

Schriftsteller Jean Pierre Claris de Florian (1755–1794) verfasste historische Prosaepos «Numa Pompilius», das ihnen Fellenberg empfohlen hatte.[279] Margarethe musste es ebenfalls lesen. Er war danach ganz erleichtert, dass sie es auch wirklich angeschaut hatte und im Gespräch mit ihm ansprechend kommentierte.[280] Er wollte ihr zudem das in dieser Zeit sehr populäre Buch «Paul et Virginie» (1788) von Jacques Henri Bernardin de Saint-Pierre (1737–1814) vorlesen. Die darin beschriebene idyllische Lebensweise kam dem von Fellenberg in seinem Lebensplan ersehnten «bonheur domestique» sehr nahe.[281] Diese beiden französischen Romane, die der belletristischen, wenn auch moralischen Literatur zuzuordnen sind, unterschieden sich stark von den Studien, die etwa Dorothea Finsler zusammen mit ihrem Mann auf Veranlassung Fellenbergs betrieb. Gemeinsam lasen sie Kants «Metaphysik der Sitten». Hans Konrad Finsler wollte jedoch nicht, dass in Zürich jemand davon erfuhr, «weil mann sie sonst für weiss nicht was halten würde».[282] Diese Bemerkung zeigt, dass weibliche Lektüre, die über einen einfachen Roman oder Fachliteratur für den häuslichen Bereich hinaus ging, auch in einem aufgeklärten Umfeld nicht unbedingt eine Selbstverständlichkeit war.[283]

Wollte Emanuel v. Fellenberg aus Margarethe Tscharner jedoch eine echte und zuverlässige Republikanerin machen, die mit Verstand und Herz von seinen Idealen überzeugt war[284], so war für sie das Studium politischer, historischer und philosophischer Bücher ein Muss. Genügte die eigene Bibliothek nicht[285], gab es die Möglichkeit, sich die entsprechende Literatur in einer Lesegesellschaft oder einer Leihbibliothek zu besorgen. Beide Institutionen waren im 18. Jahrhundert ein wichtiges Element der Aufklärungsbewegung, indem sie dem interessierten Lesepublikum den Zugang zu einem grösseren Kreis von Büchern ermöglichten und zugleich ein Ort der Geselligkeit sein konnten.[286]

Es galt aber, eine sorgfältige Auswahl zu treffen und den «höchst schädlichen Einfluss» von «nichtswürdigen Lesebibliotheken» abzuwehren. Kurz nach der Heirat reiste Fellenberg deshalb mit seiner Frau nach Luzern, um in der «unvergleichlichen Lesebibliothek des edlen Rathschreibers Balthasar» gemeinsame Lektüre zu betreiben.[287] Sein Freund Joseph Anton Balthasar hatte im selben Jahr seine private Büchersammlung einem grösseren Publikum geöffnet, nachdem er fast zehn Jahre zuvor schon zusammen mit einer Gruppe junger, aufklärerisch-revolutionär gesinnter Patrizier eine Lesegesellschaft mit historisch-philosophisch-ökonomischer Ausrichtung gegründet hatte. Die «Lesebibliothek zum Nutzen und Vergnügen aller Klassen Leser» beinhaltete hauptsächlich philosophische und politische Literatur und stand wohl im bewussten Gegensatz zu der seit 1780 bestehenden Leihbibliothek von Joseph Alois Salzmann (1751–1811), in der hauptsächlich Belletristik, Romane sowie Erbauungs- und Erziehungsliteratur für Frauen angeboten wurde. Josephine Rüttimann und ihre Schwestern waren in dieser Bibliothek subskribiert.[288] Josephine scheint aber auch die Lesebibliothek von Balthasar benutzt zu haben, musste sie doch Lise Tscharner einen neuen Katalog der Bibliothek besorgen, weil Emanuel das alte Exemplar seiner Schwester verlegt hatte.[289]

Auch in Bern gab es solche Institutionen. In die Bernische Lesegesellschaft, die seit 1791 bestand, trat Emanuel v. Fellenberg aber erst 1798, zwei Jahre nach seiner Verheiratung, ein, obwohl sich in den Jahren zuvor neben anderen seine beiden

Freunde Philipp Albert Stapfer und Albrecht Rengger sehr intensiv am Betrieb der Gesellschaft beteiligt hatten.[290] Die Bemühungen Renggers um den Ankauf klassischer wissenschaftlicher Literatur zu Geschichte, Erdkunde, Philosophie und Staatswissenschaften, wie er in seiner «Instruktion für den Bücherankauf» vorschlug[291], wurden aber von den meisten Mitgliedern nicht unterstützt, denn sie interessierten sich mehr für Neuerscheinungen in der Belletristik.[292] So wurden die hauptsächlichen Interessensgebiete Fellenbergs in Politik, Philosophie und Pädagogik in der Bernischen Lesegesellschaft nicht im gewünschten Mass abgedeckt.[293] Zudem fanden Frauen erst ab 1801 Einlass in diesen Männerzirkel, so dass er für die pädagogischen Pläne, die Fellenberg mit seiner Frau vorhatte, nicht geeignet war.[294] Die gemeinsamen Anstrengungen um ihre Weiterbildung waren in seinen Augen trotzdem rasch von Erfolg gekrönt. Eine Beschreibung der ersten Ehejahre, die er nach gut zehn Jahren verfasste, bezeichnet diese Zeit als eigentliche Lehr- und Wanderjahre. Sie machten aus einer an Luxus gewöhnten Patrizierin eine das einfache Landleben liebende Frau, welche seine Überzeugungen vollumfänglich teilte und mittrug: «Hier kamen mir meine Erzieher Fertigkeiten vollauf zu gut, ich fand ein sehr edles Mädchen mit dem besten Herzen, das was ihr noch fehlte fanden wir auf unseren Wanderungen, denn ich setzte diese mit ihr fort, ich führte sie zu meinen Freunden in der Schweiz herum, wir reisten zu Fuß – der Schritt war gros zu meinem Ziele, aus der Lebensweise eines der elegantesten Mädchen, aus einem der ersten Bernerhäuser zu meiner Einfalt des äussern und des innern Lebens. Es gieng vortrefflich, der Curs hat nur drey Jahre erheischt [...]».[295]